

Schriften

des

Vereins für Geschichte
des Bodensees und seiner Umgebung

Einundfünfzigstes Heft



Lindau i. B.

Kommissionsverlag von Joh. Thom. Stettner

1922

Z 2168²

Schriftliche Beiträge für das Vereinsheft sind zu
richten an den Schriftleiter des Vereins
Dr. Hermann Gnau, Obermarkt Nr. 1, **Konstanz**
Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser
selbst verantwortlich.

Vorbericht des Vereinspräsidenten.

Der grimme Schnitter Tod, der vier lange Jahre so viele junge Menschenleben in Jugend und Schönheit dahingestreckt hat, hat hernach noch seine Nachlese gehalten, seine beiden Gefährten, der Hunger und die Krankheit haben hinter der Front still und stetig, aber nicht minder furchtbar gearbeitet, haben die Lebenskraft der Dahingeblichenen zermürbt und zernagt, so daß es nur noch eines leichten Ausholens des Sensenmannes bedurfte, um den Mann, der sonst noch manches Jahr hätte arbeiten und wirken können, zu fällen. So hat auch aus unseren Reihen der Tod so manchen herausgeholt, den man noch lange gerne genossen und an dessen Wesensart man sich noch lange gefreut hätte; er und seine Arbeiten gehören heute schon der Geschichte an. Es war im Bodensee-geschichtsverein von jeher Brauch, seiner um seine Bestrebungen besonders verdienten Mitglieder zu gedenken, wenn schon auch jeder einzelne, dessen Tätigkeit die Vorstanderschaft kaum näher gekannt hat, oft eine gleiche Würdigung verdienen würde. Wir dürfen dabei fast immer einen Verlust einer Persönlichkeit beklagen, die sich noch viel Idealismus, viel Freude und viel Liebe für ihre Heimat bewahrt hatte und die in ihren Kreisen diesen Heimatsinn auch weiter verbreitet und gemehrt hat und damit auch wieder andere Mitglieder für unseren Verein gewonnen hat, welche an deren Flamme auch ihr Licht angezündet haben und so jeder nach seiner Art und Veranlagung dadurch veranlaßt wurden, in der Geschichte der Heimat zu forschen. Ihrer aller sei in Ehren und in Dankbarkeit gedacht, mögen an ihre Stellen neue und junge Kräfte treten, welche mit gleicher Liebe und gleicher Begeisterung für die Heimat schaffen und wirken wollen.

Unter jenen Toten, deren wir besonders trauernd und ehrend gedenken, ist es in erster Linie Herr Fabrikant Friedrich Krauß in Ravensburg, der den Besuchern der Jahresversammlungen eine bekannte Persönlichkeit war, mit seiner schlanken Gestalt und dem scharf geschnittenen Kopf darauf war er am Vorstandstische eine der markantesten Erscheinungen. Er war aber auch eines der fleißigsten Mitglieder und hat in jahrzehntelanger steter und stiller Arbeit in seinen Musestunden die Entstehung der Heimat erforscht, jede Talsalte, jeder Hügel, ja jeder Stein am Weg waren ihm Runen, in denen er gewandt und sicher zu lesen verstand. Friedrich Krauß kargte aber nicht mit seinem Wissen, in reichstem Maße teilte er das Ergebnis seiner Studien und Forschungen auch anderen mit; vor allem für sein geliebtes Ravensburg war er mit Wort und Schrift stets bereit, seine Kenntnisse in der Heimatforschung zu verbreiten

und auch andere anzueifern und zu begeistern, in gleichem Sinne zu beobachten und tätig zu sein und so sich der Heimat immer mehr zu erfreuen. Es war natürlich, daß ein solch begeisterter und fleißiger Forscher auch von der zünftigen Gelehrtenwelt nicht unbeachtet blieb und so verbanden den Geschäftsmann im Hauptamt und den Geologen und Naturwissenschaftler im Nebenamt auch enge Beziehungen mit den württembergischen Geologen Fraas Vater und Sohn, ebenso war er mit unserem Ehrenmitglied Professor Penk stets in regem Gedankenaustausch. Die Freude und die Lust für solche im Heimatboden verborgene Arbeiten und für solche geologische Forschungen erhielt Krauß schon im Elternhaus, als sein Vater noch Lehrer in Steinheim war und die dortigen reichhaltigen Funde im Tertiär des Knaben Interesse erregt hatten. Wer Forscher ist, wird von selbst auch zum Sammler jener Gegenstände, mit denen er sich so eingehend und liebevoll beschäftigt und so brachte denn auch Krauß eine überreiche geologische Sammlung zusammen, ganz besonders über die in der Ravensburger Gegend vorkommenden Erratika, die er mustergültig geordnet und bearbeitet in rohen und geschliffenen Stücken der städtischen Sammlung in Ravensburg überwiesen hat. In einer Broschüre: „Theorien über die Eiszeit und die Ursachen derselben“ hat er seine Forschungsergebnisse noch eingehender begründet und auch in unseren Jahreshften finden wir ihn einigemal wissenschaftlich vertreten. Beruflich schon überaus tätig, wußte der fleißige nimmermüde Mann stets noch Zeit für seinen Forschungstrieb herauszufinden, sei es, daß er als Redner in dem von ihm gegründeten Naturkundeverein selbst auftrat oder indem er andere zu Vorträgen dort veranlaßte und nicht zuletzt war er es, der die Gründung eines Heimatmuseums in Ravensburg veranlaßte. Insbesondere durch seine Zuwendungen nimmt es einen würdigen Platz unter den Sammlungen des Vereinsgebietes ein. Dem Bodenseegeschichtsverein gehörte er seit dem Jahre 1891 an, im Vorstande als Vertreter Württembergs war er seit 1898 und im Jahre 1921 wurde er mit der Ehrenmitgliedschaft bedacht, um im Patriarchenalter von 87 Jahren von hinnen zu scheiden. „Der Mensch stirbt, der Name lebt“, las ich dieser Tage auf einem alten Siegel, das trifft auch auf Friedrich Krauß zu; in unserer heutigen Zeit, die nach Idealen, nach Völker- und Menschenbeglückung zu streben vorgibt, in Wirklichkeit aber dem größten Materialismus und brutalsten Egoismus huldigt, ist es für alle, die sich diesem Geiste noch nicht völlig verschrieben haben, ein erhebendes Bild, zu sehen, wie hier ein Mann selbstlos für die Heimat gearbeitet hat. Sein Name wird deshalb nicht nur in Ravensburg weiterleben, nein auch im ganzen Vereinsgebiet wird Friedrich Krauß's Name noch ferner von all jenen mit Achtung und Verehrung gewürdigt und genannt werden, denen seine Arbeiten mit als Grundlagen für weitere Forschungen dienen werden.

Als Stadt hat Ravensburg einen noch schwereren Verlust erlitten durch den so raschen Hingang ihres Oberhauptes, des Oberbürgermeisters Andreas Reichle. Ein selten treuer Pfleger des Bodenseegeschichtsvereines wurde er als Nachfolger Krauß's im Jahre 1914 Vertreter für Württemberg im Vorstand. „Wenn ich bei Euch sein kann, dann sind das für mich immer Feststunden, da kann ich

mich erholen“, das waren stets seine Worte, wenn er an einer unserer Vorstandssitzungen teilnehmen konnte und damit ist auch seine ganz besondere Vorliebe für den Bodenseegegeschichtsverein und seine Bestrebungen gekennzeichnet. Aber auch für uns im Vorstande war es immer ein Festtag, wenn der temperamentvolle, geist- und witzsprühende Stadtschultheiß von Ravensburg unter uns weilte, es war immer Sonnenschein da, wenn man auch namentlich in den Kriegsjahren in Vereins- und anderen Sorgen den Kopf hängen ließ, ein Witzwort von ihm und die Lage war nimmer so trüb, immer wußte er einen Ausweg, sah immer noch hoffnungsfroh in die Zukunft und glaubte an eine Besserung derselben. Es kann nicht die Aufgabe des Vereinspräsidenten sein, Reichles Verdienste als Stadtoberhaupt zu schildern und zu würdigen, wer an seiner Beerdigung teilgenommen hat, der fühlte es aus allem heraus, daß man hier nicht bloß einem im öffentlichen Leben stehenden Manne die üblichen conventionellen Nachrufe gewidmet hat, sondern daß in allen Reden ein wirklich von herzlicher Trauer getragener Ton herausklang um den allzufrühen Hingang dieses gütigen, stets wohlwollenden und idealen Mannes; der jedem, der mit ihm zu tun hatte, ein Stück von der eigenen Herzenswärme mitgab. Wie oft hat er mit seinem sonnigen strahlenden Humor uns gesagt, die einzige ehrliche Anerkennung eines Gemeindeoberhauptes, sofern es noch im Amte sterbe, bleibe und sei eine schöne Leichenrede, aber kaum sei sie am offenen Grabe verklungen, dann sagen schon die meisten: deckt das Grab nur rasch zu, sonst kommt er wieder herauf; nein so war es an seinem Grabe nicht, wohl jeder der vielen Redner hätte ihn wiederum heraufgeholt, der Bodenseegegeschichtsverein am allerersten! Reichles umfassende Tätigkeit als Stadtvorstand ließ ihm keine Zeit, auch noch wissenschaftlich für den Verein tätig zu sein, er schrieb nicht Geschichte, er machte Geschichte; von 1904—1921 leitete er die Geschicke der Stadt Ravensburg, nachdem er vorher schon 13 Jahre lang als Stiftungsverwalter in deren Diensten gestanden war. Der Chronist aber, der nach einer Reihe von Jahrzehnten einmal die Geschichte der Weiterentwicklung der Stadt Ravensburg schreiben wird, er wird Reichles Tätigkeit dort ein ganz besonderes Ruhmesblatt widmen müssen, klug und geschickt, fleißig und unermüdet, wagemutig und doch bedächtig, gerecht und wohlwollend hat er seine ihm anvertraute Stadt geleitet und geführt, seine Bürgerschaft hat ihm vertraut und er ihr; und von solch gegenseitigem Vertrauen getragen war es Reichle möglich, so viel Gutes und Ersprießliches zu schaffen. Selbst ein Sohn der Heimat — er stammte aus einer Bauernfamilie in Pfrungen — kannte er heimische Art und heimischen Brauch, wußte die Leute zu nehmen wie sie sind und drohte je einmal hart auf hart zu gehen, dann wußte er mit einem Witzwort alles wieder einzurenken und die Gegensätze auszugleichen. Seine besondere Vorliebe für den Bodenseegegeschichtsverein betätigte er dadurch, daß er ihm eine stattliche Anzahl Mitglieder aus Ravensburg und seiner nächsten Umgebung zugeführt hat. So hat Andreas Reichle über das Grab hinaus auch in unseren Reihen sich ein Denkmal gesetzt und auch sein Name wird in der Vereinsgeschichte in Ehren weiterleben. Der badische Anteil unseres Vereinsgebietes hat einen herben Verlust erfahren müssen durch den allzufrühen Hingang des Freiburger Conser-

vators und zweiten Landesvorsitzenden des Vereines Badische Heimat Dr. Max Wingenroth, der seit dem Jahre 1908 unser liebes und getreues Mitglied war. Er sprach auf der 39. Jahresversammlung in Weingarten über die Plastik des Barockstiles am Bodensee in seiner gewohnten, formvollendeten und fesselnden Art, die ihm stets eine aufmerksame Zuhörerschaft sicherte. Er hatte das Bodenseegebiet als alte Kultur- und Kunststätte stets ganz besonders in sein Herz geschlossen und vor allem das alte Ueberlingen hatte es ihm angetan und am Zustandekommen seines schönen Heimatmuseums hat er mit ein großes Verdienst. Mit uns Vorstandsmitgliedern traf er noch im Frühjahr 1922 bei einer Sitzung in Konstanz zusammen, um zu einer für den Herbst geplanten Tagung größeren Stiles in Konstanz die Vorbereitungen einzuleiten. Es sollte anders kommen, gerade als er zu der nächsten so glänzend verlaufenen Jahresversammlung des Vereines Badische Heimat nach Bruchsal reisen wollte, raffte ihn eine kurz verlaufene tödliche Krankheit hinweg. Ein selten erfahrener und gewiegener Kenner heimatlicher Kunst und Kultur ist mit Wingenroth dahingegangen, eine immense Arbeitskraft und ein wagemutiger Organisator, dabei ein trefflicher Gesellschafter und herzenguter Mensch, der wiewohl Pfälzer (Mannheimer) von Geburt sich doch trefflich auf alemannische Art einzustellen wußte. Auch der Pfleger für Hohenzollern, Amtsausschusssekretär Rommler, ist unerwartet rasch dahingeshieden, er hat eine stattliche Gemeinde von Mitgliedern in den hohenzollerschen Landen hinterlassen.

Die schwere Not der Zeit hat natürlich auch auf unsere Vereinstätigkeit Einfluß gehabt und sie ist in unseren Vorstandsberatungen immer als stiller Gast mit am Tische gesessen und hat ihr graues grämliches Gesicht dabei gezeigt; kann man das Jahreshaft herausgeben und kann man dann damit die Jahresbeiträge der Mitglieder in Einklang bringen; wird nicht mancher sagen, jetzt wirds mir auch in diesem Vereine zu viel und schließlich muß ich auch da noch austreten! Aber wir im Vorstande haben trotzdem an die Treue unserer Mitglieder geglaubt, haben auf den deutschen Idealismus vertraut, der trotz alledem und alledem nicht umzubringen ist und der, wenn er auch noch so gedrückt und getreten wird, doch immer wieder aufsteht und aufblickt und seine Ziele hochhält. Trennen uns Seehafen auch politische Grenzen und machen diese sich heute derart fühlbar, daß sogar die selige Zeit wieder erstanden ist, in der man ohne Visum in seinem Paß nicht mehr über die Grenze kommen konnte, so eint uns mit der gemeinsamen Welle, die unsere Gestade bespült, doch das gemeinsame Band der Sprache, des gleichen alemannischen Heimatlautes, der unseren Vorfahren vor tausend Jahren schon lieb und vertraut war, in dem die Minnesänger am Seegestade ihre Weisen gesungen haben und in dem uns das Nibelungenlied überliefert worden ist. Dieses Band soll uns auch fernerhin zusammenhalten und der äußere Ausdruck dieser inneren Zusammengehörigkeit soll für uns der Bodenseegeschichtsverein bleiben, hier soll es keine Grenzen geben, hier können wir alle zusammenarbeiten, hier sind wir alle gleich einig in der Liebe zu unserer Heimat, zu unserem schönen Bodensee, sind gleich begeistert für die Erforschung seiner Kultur, für die Ergründung seiner Entstehung, für seine besonderen Naturerscheinungen, die der See dem Zoologen so gut wie

dem Botaniker und Limnologen bietet; das sind alles Gebiete, an denen jeder, dem es vergönnt ist, in solch schöner Heimat zu wohnen, mitarbeiten, mitforschen und sich mitfreuen kann. Schon seit Jahrzehnten haben sich so Forscher mit der Frühkultur unserer Gegend befaßt, haben aus dem Seeschlamm Jahre für Jahre Fundstücke herausgeholt, die zeigten, daß die menschliche Hand an ihnen gearbeitet hatte und sie für menschliche Zwecke dienstbar waren. Sie wurden in reicher Zahl in den Sammlungen des jeweiligen Landes, wie auch in den Heimatmuseen der zunächst gelegenen Bodenseestädte aufgestellt, um so die Lebensweise der frühesten Seebewohner, der Pfahlbaumenschen zu veranschaulichen. Das Zuviel der Gegenstände hat dem Laien vielfach nicht das richtige Bild gegeben; er hat wohl alles gebührend angestaunt und hat den Erklärungen des Führers zugehört, aber so ganz klar war ihm die Sache doch nicht. Das wird jetzt anders, nachdem man in Unteruhldingen zwei solcher Pfahlbauten rekonstruiert hat und zwar auf Grund der Funde, welche man in den letzten Jahren in den Mooren des Federsee's bei Schuffenried freigelegt und die dann wissenschaftlich durch das urgeschichtliche Forschungsinstitut in Tübingen bearbeitet worden sind. Der Vortrag, welchen der Assistent an diesem Institut Dr. Reinerth auf unserer vorjährigen Landesversammlung in Lindau gehalten hat, hat diese Frucht für den Bodensee gezeitigt und es ist das Verdienst unseres treuen Mitgliedes Geheimrat Levinger in Ueberlingen, dieses Werk ins Leben gerufen und mit den beiden Herren Bürgermeister Sulger und Ingenieur Frits in Unteruhldingen so betrieben zu haben, daß die beiden Bauten schon seit Mitte August der allgemeinen Besichtigung zugänglich waren. Damit hat der Bodensee ein Freilichtmuseum erhalten, das schon durch sein malerisches Aeußeres, durch seine reizvolle Lage in der Bucht von Unteruhldingen, an jener Stätte also, an der in vorgeschichtlicher Zeit zwei über 500 Meter lange Pfahlbautensiedlungen waren, viel Anziehungskraft besitzt. Ausgestattet mit jenen Geräten, teils in Originalen, teils in Nachbildungen, welche man an den verschiedenen Fundorten aus dem See herausgeholt hat, vermitteln die beiden Häuser dem Besucher ein gutes Bild der Kultur dieser frühesten Seebewohner. Man darf die Bedeutung einer solchen Nachbildung nicht unterschätzen, denn dadurch erhält der Laie ein besseres Bild, als es ihm noch so viele vereinzelt auf- und ausgestellte Gegenstände bieten können, der Gebildete, der tiefer gehen und sehen will, wird ja nach Besuch dieser Hütten um so eher sein Wissen durch die Fundstücke zu erweitern und zu ergänzen suchen. Die ganze Anlage steht unter Aufsicht des vorgenannten Institutes und wird so stets durch die neuesten Forschungsergebnisse auf wissenschaftlicher Höhe gehalten. Vor allem sind die Pfahlbauten auch Ausflugsorte für die Schulen, in denen der Lehrer der Jugend erklären kann, wie mühsam der Mensch der Frühzeit seine Werkzeuge selbst herstellen mußte, wie er mit der Natur, mit den Unbilden der Witterung ringen und kämpfen mußte, bis er sich alles so dienstbar machen konnte, wie dies heute der Fall ist. Der Bodenseegeschichtsverein ist somit Pate gestanden bei diesen beiden Pfahlbauhäusern und er begrüßt es, daß gerade seine Tätigkeit hier dieses schöne Werk gezeitigt hat; der zahlreiche Besuch, den schon seit den wenigen

Wochen der Vollendung diese beiden Häuser gefunden haben, ist ein Beweis, wie viel Interesse bei Einheimischen und Fremden für die Siedelung vorhanden ist.

Die Sorgen, welche ich an dieser Stelle voriges Jahr für den Weiterbestand unserer Sammlungen in Friedrichshafen zum Ausdruck gebracht habe, sind vorerst behoben. Durch den großen Fremdenbesuch, welcher auch dieses Jahr wieder am Bodensee war, wie durch die erhöhten Eintrittspreise sind die Bezüge des Dieners an den Sammlungen vorerst gehoben worden, daß er schon seinen Lebensunterhalt bestreiten kann. Die Stadt Friedrichshafen hat außerdem in Würdigung der Vorzüge, welche auch sie durch die Sammlungen hat, nicht nur auf die bisherige Miete verzichtet, sondern auch einen jährlichen Beitrag von 3000 Mark geleistet, so daß die Mitgliedsbeiträge nicht mehr für diesen Zweck herangezogen werden müssen. Der neue Schloßherr von Friedrichshafen ist dem Verein ebenfalls als Mitglied beigetreten, und ebenso haben die Regierungen von Baden, Bayern und Württemberg ihre Beiträge erhöht. Auch sonst gab es noch gute Menschen, welche für den Verein eine offene Hand hatten, die Namen derselben mögen — wie es in alten Stiftungen heißt — im Buch des Lebens eingetragen sein, da sich sonst bei namentlicher Erwähnung an dieser Stelle eine p. p. Steuerbehörde für diese Schenkungen interessieren würde. Ihnen allen sei aber aufs herzlichste und wärmste gedankt.

Kein guter Stern waltete über der Festlegung der Jahresversammlung für 1922. Sie war für Konstanz vorgesehen worden, da es uns ein lebhaftes Bedürfnis war, nach so langer Zeit wieder einmal mit unseren lieben Mitgliedern in der Schweiz zusammenzukommen und ihnen die Bruderhand zu drücken. Wir wollten erst vormittags in Kreuzlingen drüben tagen, unsere Freunde dort begrüßen und ihnen sagen, wie sehr wir uns freuen, wieder einmal unter ihnen weilen zu können, wollten ihnen danken für all die Treue, die sie uns gehalten haben in den schweren Kriegsjahren, danken auch für all das, was sie unseren Verwundeten, unseren Kranken und Erholungsbedürftigen getan haben, wie sie da zwar in anderer Form, aber gleichwohl in derselben Gesinnung wie nach dem dreißigjährigen Kriege die schweren Wunden mit zu heilen bemüht waren, die Not und Tod allüberall in deutschen Landen geschlagen hatten. Wir hofften dann in Kreuzlingen von einem Mitgliede aus der Schweiz einen wissenschaftlichen Vortrag entgegennehmen zu können und dann den geschäftlichen Teil nachmittags in Konstanz zu erledigen, aber es wollte und sollte nicht recht klappen, der erst vorgesehene Tag war nicht gelegen für die Herren in der Schweiz, die Saalfrage ließ sich nicht so einfach lösen, in Konstanz gab es ebenfalls Hindernisse, der schon längst vorgesehene Redner konnte eines Trauerfalles wegen seinen Vortrag nicht halten, man fand keinen Platz für ein gemeinsames Mittagessen, da zu dieser Zeit alles in Konstanz noch mit Fremden überfüllt war; ob man ein solches überhaupt veranstalten sollte, schien im Hinblick auf die Kosten für den einzelnen überhaupt fraglich zu werden und so noch manches andere. Den Hauptausschlag aber gab der damals gerade einsetzende gewaltige Sturz der deutschen Mark, der namentlich auf unsere Schweizer Freunde einen derartigen Eindruck machte, daß sie von einer Abhaltung der Jahresversammlung dringend

abrietten und eine Verlegung derselben bis auf bessere Zeiten vorschlugen. Diese Stimmen glaubte ich nicht unbeachtet lassen zu dürfen und versuchte deshalb von jenen Vorstandsmitgliedern, mit welchen ich mich mündlich nicht besprechen konnte, durch ein Rundschreiben ihre Meinung zu erfahren und ließ das gleiche Schreiben auch den Herren Pflegern des Vereines zugehen. Mit Ausnahme von zwei Antworten darauf, waren alle für eine Nichtabhaltung in diesem Jahre und so ungern ich mit einer auch mir im Laufe der Jahre liebgewordenen Gewohnheit breche, die Not und der Druck der Verhältnisse sind heute vielfach mächtiger, als das noch so energische Wollen des Einzelnen. In der letzten im November stattgehabten Vorstandssitzung war man denn auch einmütig der Ansicht, die Jahresversammlung auf 1923 und zwar in den Mai zu verlegen. Die Jahre 1921 und 1922 haben an den See eine solche Hochflut von fremden Gästen gebracht, und dieser große Besuch hielt meist den ganzen September hindurch noch an, sodaß man in dieser Zeit mit der Lokalfrage für unsere Veranstaltung nur wenig Spielraum haben dürfte, und wir haben deshalb in Erwägung gezogen, die Jahresversammlungen fernerhin schon im Mai, vor Beginn des Fremdenverkehrs abzuhalten, Konstanz soll aber gleichwohl im Hinblick auf die schweizerischen Freunde für 1923 belassen werden. Ich muß heute schon darauf aufmerksam machen, daß wir mit Rücksicht auf die hohen Postsätze wohl nicht werden jedem einzelnen Mitgliede die Mitteilung des genauen Tages werden schicken können, sondern durch die Zeitungen im Bodenseegebiet denselben bekannt geben werden. Ist ein derartiges Vorgehen auch nicht in völligem Einklang mit den Satzungen, so wenig als eine Führung der Geschäfte über das laufende Geschäftsjahr hinaus, dem harten: Not kennt kein Gebot, werden die Mitglieder sicher das gebührende Verständnis entgegenbringen und die Umstände, die dazu geführt haben, zu würdigen wissen.

Ist auch trüb und dunkel die Zukunft in dem einst so glänzend und strahlend dastehenden Deutschen Reiche, der Berichterstatter läßt sich seinen Optimismus doch nicht rauben und glaubt sicher daran, daß das deutsche Volk sich in nicht allzuferner Zeit wiederum finden wird, auch sein Ostertag wird kommen, und daß er bald kommen möge, dazu wollen auch wir alle am Bodensee und in seinem Geschichtsverein mit beitragen.

V. M.

Inhaltsverzeichnis.

Vorbericht des Vereinspräsidenten	III
---	-----

I. Abhandlungen und Mitteilungen.

Der Lindauer Pulverturm	3
Zur Geologie von Heiligenberg und Umgebung	14
Der Glaubenszwang in der st. gallischen Kirche des XVII. Jahrhunderts	28

II. Vereinsnachrichten.

Vereinsleitung	}	53
Ausschußmitglieder			
Vereinspfleger			
Ehrenmitglieder			
1. Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis			54
Rechnungs-Ergebnis für das Jahr 1921			58
Schriften-Austausch			60
Schenkungen an die Vereinsbibliothek	}	63
Erwerbungen für die Bibliothek			
Erwerbungen für das Museum			



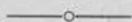
I.

Abhandlungen und Mitteilungen



Der Lindauer Pulverturm. ¹⁾

Von † Dr. Heinrich Schüzinger.



Auf meinen Reisen in altertümliche Städte habe ich aus einem Grunde, den der Leser alsbald verstehen wird, gerade den unter dem Namen Pulverturm bezeichneten Bauten der alten Stadtbefestigungen mein besonderes Augenmerk zugewandt, ich habe aber nirgends ein derartiges Bauwerk getroffen, das sich hinsichtlich seiner originellen, landschaftlich hervorragend schönen Lage auch nur annähernd mit dem Lindauer Pulverturm messen könnte. Dieser alte massige Turm liegt am Obersee gegenüber der Einmündung des Rheines, ähnlich wie das berühmte Schloß Chillon am Genfersee gegenüber der Einmündung der Rhone, am äußersten Westende der Insel Lindau und bietet daher eine unvergleichliche Aussicht nicht nur auf den See fast in seiner ganzen Länge, sondern auch auf den ähnlich wie beim Genfersee durch eis- und schneebedeckte Berge von 3000 m Höhe und darüber gebildeten grandiosen Abschluß des Bodensees. Aber nicht nur die unvergleichliche Lage ist es, die den alten Gefellen vor feinesgleichen hervorhebt. Auch eine reiche Geschichte steht ihm zur Seite, wenn es gilt, sich mit anderen, insbesondere „Pulvertürmen“ zu messen.

Der Lindauer wurde zwar nicht als solcher, d. h. nur zur Aufbewahrung von Pulver erbaut. Die Stadt Lindau bestand zu jener Zeit, um das Jahr 1500, aus drei Inseln; der sogenannten Burg, heute Römerschanz genannt, die ohne Zweifel römischen Ursprungs ist, infolge von Auffüllungen aber, die erst im abgelaufenen Jahrhundert vorgenommen wurden, heute mit der Stadt vollständig zusammenhängt, dann aus der eigentlichen Inselstadt und aus der sogenannten hinteren Insel, schlechthin „Insel“ genannt, die von der vorderen Stadt durch einen schiffbaren Graben und die heute noch sichtbare Befestigungsanlage mit zwei leider im Jahre 1811 abgebrochenen Toren getrennt war. Auf diesem Teil der Insel, also außerhalb der Stadtumwallung, befanden sich die Rebärten der Lindauer Bürger, wohl auch einige Fischerhütten und das im Jahre 1526 abgebrochene Frauenhaus.

Um das Jahr 1500 hielten es die Lindauer Stadtväter, wahrscheinlich infolge des Schweizerkrieges, für rätlich, auch die „Insel“ mit in die Stadtbefestigung

¹⁾ Dieser Aufsatz fand sich in den hinterlassenen Papieren des verstorbenen Vereinspräsidenten. Seine Witwe hat uns denselben gütigst zum Abdruck hinterlassen, und es wird unseren Mitgliedern dieser letzte Gruß Schüzingers lieb sein, da er ganz besonders noch die Eigenart des Verewigten zeigt.

einzubeziehen. Der Chronist Rönich schreibt: „Im Jahre 1508 bauet man das Thürnle, das Grien in der Isell, ist der äußerste Thurn bei der Rundell oder Postey“. Unter dem Namen: Grüner Turm diente das Bauwerk 300 Jahre zum Schutze der wohlbewehrten Stadt. Da die in Lindau anlandenden Schiffe durch einen überaus großen Felsblock, der hinter dem Grünen Turm im See lag, namentlich nachts und bei Nebel sehr gefährdet waren, so ließ der Rat die ganze Bürgerschaft am 18. Februar 1612 nach der Predigt mahnen, sich an der Hebung desselben zu beteiligen. Vierhundert Personen zogen den Felsblock mit großer Mühe gegen den Turm heran und sprengten ihn am Land mit Pulver. Vielleicht fanden die Steintrümmer Verwendung bei dem im Jahre 1614 erfolgten Bau der an den Pulverturm anstoßenden starken Bastei, später Pulverschanze genannt, da das in der Chronik von Rönich erwähnte „Rundell“ von den Wellen des Sees zerrissen worden war.

Im dreißigjährigen Kriege, und insbesondere während der Belagerung der Stadt durch die Schweden unter Wrangel spielten die Befestigungswerke auf der hinteren Insel keine geringe Rolle. Unter dem Schutze ihrer Kanonen zogen sich die Proviantschiffe, die Mehl von Norschach und aus dem Thurgau für die kaiserliche Besatzung und die Einwohner nach Lindau verbrachten, zurück, wenn, was öfters geschah, die von Wrangel nach der Eroberung von Bregenz ausgerüsteten Kriegsschiffe auf sie Jagd machten.

Ende des 18. Jahrhunderts scheint der Grüne Turm aus einem Befestigungsturm in ein Pulvermagazin umgewandelt worden zu sein. Die Stadtgeschichte meldet wenigstens, daß im Jahre 1796, während des ersten Koalitionskrieges, da Lindau von den Franzosen unter General de la Pourt besetzt war, durch einen Spion verraten wurde, daß die Kaiserlichen von Bregenz aus beabsichtigten, den Pulverturm in die Luft zu sprengen. Infolgedessen wurde in aller Eile das Jagdschiff ausgerüstet und General de la Pourt ließ scharfe Wacht zu Wasser und zu Lande halten, verjagte die Kaiserlichen aus ihrer festen Stellung bei Langenargen und rückte über den Pfänder bis Bregenz vor, das von den Oesterreichern geräumt werden mußte. Vor dem Pulverturm spielte sich wohl auch ein Teil der nicht gerade allzu ruhmvollen Tätigkeit des englischen Obersten Williams ab, der im Jahre 1799 von Oestereich berufen worden war, um eine Kriegsflotte zu bilden. Am 7. Mai 1800 landeten, nachdem inzwischen auch die Franzosen in der Schanz eine Flotte gebaut hatten, 7 französische Schiffe im Hafen von Lindau. Die Flotte des „Admirals“ Williams, die Konstanz und Langenargen vergeblich belagert hatte, fiel bald darauf bei der erneuten Einnahme von Bregenz den Franzosen in die Hände und wurde in Lindau versteigert.

Der Platz zwischen dem Pulverturm und der Pulverschanze wurde von den Franzosen auch des öfteren zu Hinrichtungen benützt. So wurde im November 1800 ein Chasseur, der einen Bauern ermordet hatte, und 3 Bauern, die einen französischen Kanonier angefallen hatten, standrechtlich erschossen.

Nach den Napoleonischen Kriegen diente der Turm wohl auch noch zur Aufbewahrung von Pulver, aber nur für die harmlose Bürgerwehr. Aus jener

Zeit erzählt man sich eine heitere Episode, die auf den kriegerischen Geist, der bei den Bürgerwehrmännern in Lindau herrschte, ein bezeichnendes Licht wirft. Bei Besichtigung der aus 2 Geschützen bestehenden Artillerie-Abteilung, die alljährlich ein oder zweimal bei Unterreitnau Schießübungen abhielt, war es den Inspizierenden schon längst aufgefallen, daß die Detonationen beim Abfeuern der Geschütze immer schwächer wurden. Er ging der Sache nach und schließlich stellte es sich heraus, daß die Herren Kanoniere in ihre Kartuschen immer weniger Pulver hineintaten und die hierdurch erzielte Ersparung einer sogenannten Pulverkasse zuwendeten, von welcher alljährlich im Herbst ein gemeinsamer Suser-Ausflug in die Schweiz bestritten wurde.

Später diente der Pulverturm als Laboratorium für einen Invaliden, der sich mit der Herstellung von Feuerwerkskörpern befaßte. So erzählt uns der Dichter Hermann Lingg, daß er als kleiner Knabe oft im Pulverturm gewesen sei, wo ihm der alte Lindtpaintner gelehrt habe, einfache Feuerwerke selbst herzustellen. Allmählig geriet der altersgraue Turm in Vergessenheit. Feuerwerk wurde nicht mehr dort gelagert und da die schmalen Schießscharten vermauert waren und kein Sonnenlicht in das Bauwerk fallen konnte, schien er zu anderen Zwecken nur schwer verwendbar.

Da beschlossen die städtischen Kollegien im Jahre 1897, den Turm nebst einem daran anstoßenden Gärtchen ihrem neuen, mit einer zahlreichen Kinderschar gesegneten Bürgermeister als Sommerwohnung zu überlassen und die Kosten des Umbaues auf die Stadtkasse zu übernehmen. Der Umbau wurde unter möglichster Schonung des Aeußeren nach den Weisungen des Lindauer Ehrenbürgers Professor Friedrich von Tiersch in so pietätvoller Weise vorgenommen, daß auch nicht die geringste Beeinträchtigung des reizenden alten Stadtbildes wahrgenommen werden konnte. Im Innern dagegen mußte der Turm sich bedeutende Aenderungen gefallen lassen. Das Erdgeschosß mit seinen fast 2 m dicken Mauern wurde zu einem Aufenthaltsraum für die Bürgermeisterfamilie, der vorher nur mittelst einer Leiter erreichbare erste Stock aber in einen Repräsentationsraum umgewandelt, zu dem eine stattliche, bemalte Treppe hinaufführt. So entstand das Bürgermeister-Tuskulum, mit welchem schon wegen seiner hochoriginellen Anlage und Ausattung sicherlich im ganzen See kein zweiter ähnlicher Raum sich messen kann. Aus einer Warte gegen Feindesüberfall ist der alte Turm seit dem Jahre 1898 eine Stätte heiterer Geselligkeit und als solche auch eine Art Denkmal der neueren Geschichte Lindaus geworden. Denn fast alle Ereignisse von Bedeutung in der Stadt Lindau seit dieser Zeit fanden ihr Vor- oder Nachspiel in einer kleineren oder größeren Gasterei im Pulverturm, dessen Nutznießer in gewissenhafter Weise stets darauf bedacht war, daß alle seine Gäste, deren Zahl weit über 2000 beträgt, in das von ihm angelegte goldene Buch sich eintrugen.

Da lesen wir die Namen vieler regierender Fürsten und Mitglieder von Fürstenhäusern, vor allem des vormaligen Königs Ludwig III. von Bayern, der als Prinz, wenn er hier weilte, nie versäumte, dem Turm seinen Besuch zu machen, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihm nichts weiter geboten wird als ein Glas Seewein und die bekannten Lindauer Leckerbissen:

Schiebling und Wöckle *). Seine Gemahlin Prinzessin Maria Theresie mit allen ihren Töchtern gehörte ebenfalls zu den regelmäßigen Besuchern des Turmes, wenn sie nach Lindau kam. Prinz Leopold und Prinz Arnulf, die Brüder des Königs, und dessen Schwester, die in Villa Amsee wohnende Prinzessin Theresie, der Kronprinz Rupprecht, dann Prinz Franz, Georg, Heinrich und Alfons finden sich zum Teil des öfteren eingetragen, ferner König Wilhelm von Württemberg, der verstorbene Großherzog Friedrich von Baden, dessen Witwe Luise und sein Sohn als Erbgroßherzog, der verstorbene König Carol von Rumänien, sein ebenfalls verstorbener Bruder Fürst Leopold von Hohenzollern, der seinerzeitige Kandidat für die spanische Krone im Jahre 1870. Aber auch sogar Namen von Fürstlichkeiten der Entente, so des Königs Albert von Belgien, des Schwagers des bayerischen Kronprinzen, der Königin Margherita von Italien und des Herzogs von Genua sind zu finden.

Eine große Zahl von Staatsmännern, so Reichskanzler Graf Hertling, der verstorbene württembergische Ministerpräsident Freiherr von Mittnacht, der bayer. frühere Ministerpräsident Graf Podewils, die Verkehrsminister Frauendorffer und Seidlin bis zum jüngsten bayerischen Ministerpräsidenten von Rahr, dem Reichswehrminister Dr. Geßler und bayer. Handelsminister Hamm geben dem Turm die Ehre ihres Besuches. Daß die Offiziere unter den Besuchern des Turmes nicht fehlen, ist bei dem Charakter der Stadt Lindau als Garnisonsort nicht verwunderlich. Vom Generalfeldmarschall Prinz Leopold bis zu den jüngsten auf dem Felde der Ehre gebliebenen Leutnants finden sich ruhmbedeckte Namen genug verzeichnet, wie Generaloberst Graf Bothmer, der Erstürmer des Zwinin, General der Infanterie von Kneußl, der Wiedereroberer der galizischen Festung Przemyśl, Graf Ferdinand von Zeppelin, General v. Muffinan, bekannt durch den ihm zu Ehren benannten Militärmarsch, der frühere Gouverneur von Südwestafrika General Leutwein, der an der Westfront gefallene Max-Josefs-Ritter Major von Ude, ein in Lindau wegen seiner hervorragenden Tapferkeit und Tüchtigkeit besonders beliebter Offizier des 20. Infanterie-Regiments.

Lindau war ebenso wie Konstanz vor dem Kriege bekannt als gernbesuchte Stadt der Kongresse. Daß bei solchen Anlässen auch hervorragende Gelehrte, Künstler und sonstige Männer mit klangreichem Namen im Pulverturm sich zusammenfanden, beweist das Fremdenbuch zur Genüge, wenn es Namen wie Rudolf Virchow, Montelius, der berühmte schwedische Anthropolog, Johannes Ranke, Bollinger, Fraas, Rothplez, Karl von den Steinen, der Brasilien-durchforscher, Penk, Krügelin, Heigel, Mayer von Knonau, Dierauer, Sigmund Günther oder Namen von Künstlern wie Friedrich von Thiersch, Bestelmayer, Graessel, Zeno Diemer, Compton, Wielandt, J. C. Herr, Hermann Lingg oder Namen von Oberbürgermeistern der bedeutendsten deutschen Städte oder hervorragenden Parlamentariern oder sonstigen hohen Würdenträgern aufweist.

Aber auch biedere Bürger, die Vertreter der städtischen Kollegien, Vertreter von einheimischen und auswärtigen Vereinen, junge und alte Studenten,

*) Schiebling die bekannte Wurst mit Hölzchen an jedem Ende, Wöckle ist ein marzipan-artiges Gebäck.

sangesfrohe Männer und musikliebende Frauen, alle schlugen gern den Weg zum Pulverturm ein, wenn der Hausherr an sie Einladung hatte ergehen lassen zu dem einzig schönen Platz, wo jeder Alltagsorgen und Geschäfte schnell vergaß.

Das Fremdenbuch, das diese Tausende von Namen verzeichnet, hat aber noch einen weiteren besonderen Wert durch eine Reihe von künstlerischen Widmungen, Gedichten, dann Aquarellen und Zeichnungen von Zeno Diemer, Peters, Compton, von Haerberlin, dem Schöpfer der Inselhotel-Fresken in Konstanz, Haid usw.

Von den vielen, vielen interessanten Unterhaltungen und Veranstaltungen, die der Turm in dem abgelaufenen Vierteljahrhundert gesehen hat, möchte ich nur drei herausgreifen, die sich in meiner Erinnerung besonders tief und nachhaltig eingepägt haben.

Das erste war ein Tee-Abend anlässlich der im September 1899 dahier stattgehabten gemeinsamen Tagung der deutschen und der österreichischen anthropologischen Gesellschaften. Doch lasse ich hierüber am besten meine älteste Tochter Hermine, die den Pulverturm anlässlich seines 400jährigen Jubiläums durch ein vor geladenen Gästen im Turm und dem davorliegenden Garten aufgeführtes Festspiel verherrlicht und auch den Anthropologenabend in der Bodensee-Nummer der deutschen Alpenzeitung vom Jahre 1907 beschrieben hat, sprechen. Sie schreibt: „Einmal — ich erinnere mich noch gut daran, ich war damals noch ein Kind und stand, ängstlich mich verbergend auf der Treppe, die zum oberen Raum führt, — einmal war eine auserlesene Gesellschaft berühmter Gelehrter beisammen. Rudolf Virchow, der große Anthropologe und der Dichter Hermann Lingg, der berühmte Sohn unserer Stadt, waren erschienen. Als man in die anregendste Unterhaltung vertieft war, stand plötzlich der greise Poet auf. Die Abendsonne spiegelte sich auf dem lieben runzeligen Gesichte und den langen Silberlocken — alles hörte auf zu reden — ein erwartungsvolles Schweigen lag über der ganzen Gesellschaft — und dann trug er, den Blick wie geistesabwesend durch die weitgeöffneten Fenster auf den herrlichen See gerichtet, mit zitternder Stimme folgende Verse vor:

„Natur, du hast für jedes Wesen
Den Wohnort, der ihm ziemt erlesen,
Dadurch wird alles reich und schön.
Du gabst dem Adler jene Höb'n,
Die stets zuerst das Licht begrüßte,
Du warfst den Schakal in die Wüste,
Den Haifisch in den Meeressturm
Und — in die Höhlen Molch und Wurm.
Auf Felsen hoch zu Schnee und Eis
Hast du gesetzt das Edelweiß.
Und gabst der Tropen Palmenkranz
Beschwingter Edelsteine Glanz.
Doch wem Du Deine ganze Pracht
Zu bieten liebend zgedacht,

Wer Heilung sucht von Leid und Weh
Und Frühling noch im Altersschnee,
Den schickst du an den Bodensee.“

Ergriffen hatten wir alle zugehört. Der 80jährige Greis durfte den Frühling noch im Altersschnee und die Heilung von Leid und Weh an seinem so oft besungenen Bodensee suchen, aber wie lange noch sollte es ihm vergönnt sein? Was er uns selbst vorgetragen hat, waren wohl die letzten Verse, die aus seiner Feder geflossen sind. Einige Monate nachher brachten sie ihn nach München, wo er noch zwei Jahre in völliger Amnachtung lebte.“

Der Tee-Abend im Pulverturm zeitigte übrigens noch für den Turm selbst und die Stadt schwerwiegende Folgen. Unter den Gästen befand sich auch der mir von früher her persönlich gutbekannte General Freiherr von Branca, der Flügeladjutant des Prinzregenten Luitpold, der ihn als seinen Vertreter auf die Dauer des Anthropologenkongresses abgeordnet hatte. Baron Branca, dessen künstlerische Alder ich noch von meiner Studienzeit her kannte, war geradezu entzückt von dem alten Turm und seiner wundervollen Lage. Kurze Zeit nach dem Kongresse wurde der Stadtverwaltung vom Kriegsministerium das schon einige Zeit in Vorbereitung befindliche Projekt eines Kasernenneubaues auf der hinteren Insel mitgeteilt, das, wenn es zur Ausführung gelangt wäre, das Stadtbild von Lindau für alle Zeiten in nicht mehr gut zu machender Weise verunstaltet hätte. Auch der alte Pulverturm wäre durch den vier Stockwerk hohen Ziegelrohbau der Kaserne, nach dem bekannten Schema F mit niederem Schieferdach ausgeführt, einfach erdrückt worden.

Alle Versuche der Stadtverwaltung, das Kriegsministerium zur Rücksichtnahme auf das herrliche alte Stadtbild zu bewegen, waren vergeblich. Wohl wurde unserem künstlerischen Beirat Herrn von Thiersch gestattet, einen Entwurf zu fertigen, der durch entsprechende Verteilung und Gestaltung der Baukörper eine günstige, im Charakter der alten Stadt liegende Silhouette des großen Kasernengebäudes geschaffen hätte. Aber am 23. März 1900 wurde dem Magistrat eröffnet, daß die von Thiersch gefertigten Skizzen für den Bau nicht verwertet werden können, da „dienstliche, sanitäre und wirtschaftliche Rücksichten dazu zwingen, an den bewährten einfachen Formen für Militärbauten festzuhalten“. Die Sache der Stadt schien verloren. Wollte man nicht den Verlust des in sicherer Aussicht stehenden weiteren Bataillons und des in Lindau schon vorhandenen Regimentsstabes mit der Regimentsmusik riskieren, so erübrigte weiter nichts, als sich der Entscheidung des Kriegsministeriums zu fügen. Da erinnerte ich mich des Pulverturmabends und eines Gespräches, das ich auch über das Kasernenbauprojekt mit Baron Branca gehabt hatte. Herr von Thiersch fertigte neue Skizzen, aus denen in drastischer Weise zu ersehen war, wie die Inselstadt sich ausnehmen würde, wenn das Projekt des Kriegsministeriums zur Ausführung käme, andererseits wie das Stadtbild durch Annahme der Thiersch'schen Vorschläge nur gewinnen würde. Mit diesen Skizzen reiste ich nach München und unterbreitete sie zunächst Herrn von Branca, der es in bereitwilligster Weise übernahm, die Pläne an höchster

Stelle vorzuzeigen und aufgrund der beim Anthropologenkongresse gewonnenen eigenen Anschauung die Thiersch'schen Vorschläge dem für Lindau ohnedies sehr eingenommenen Prinzregenten wärmstens zu empfehle. Der Regent berief sofort den Kriegsminister zu sich und zwar mit dem Erfolge, daß die militärische Baubehörde alsbald den Auftrag erhielt, einen neuen Entwurf für den Kasernbau herzustellen, der von den gewohnten Formen der Kasernbauten wesentlich abwich und auf die alte Bauweise der Stadt gebührend Rücksicht nahm. Während nach dem kriegsministeriellen Entwürfe der alte Pulverturm vollständig aus dem Rahmen des durch den Kasernbau neuentstandenen Stadtviertels herausgefallen wäre, war gerade er es, der bestimmend auf die Gestaltung des Kasernneubaues und insbesondere seiner wirklich monumental wirkenden Westfront wirkte, so daß Oberst Goetz beim Einmarsch des III. Bataillons am 2. Oktober 1903 den Mannschaften mit Recht in seiner Begrüßungsansprache zurufen konnte: „Wie ein stolzes Schloß am Meere grüßt Euch Eure neue Kaserne“. Drei Jahre später stellte dasselbe Kriegsministerium, das den ablehnenden Bescheid vom 23. März 1900 erlassen hatte, in der Jubiläumslandesausstellung zu Nürnberg nicht nur das im Auftrage der Stadt von Zeno Diemer für den Prinzregenten gemalte farbenprächtige Bild, sondern ein eigens angefertigtes großes Modell, wobei auch der Pulverturm den ihm gebührenden Platz fand, als Beweis dafür aus, daß man auch bei Kasernbauten von den „bewährten einfachen Formen für Militärbauten“ abweichen kann, wenn es die Rücksichtnahme auf die Umgebung erfordert und die beteiligte Stadt die Mehrkosten übernimmt. Leichter haben sich allerdings die städtischen Kollegien noch niemals zur Uebernahme von Mehrkosten für einen fremden Bau entschlossen wie damals.

Der zweite Seeabend im Pulverturm, den ich noch besonders im Gedächtnis behalten habe, fand am 24. Mai 1911 statt und ist mir deswegen unvergesslich geblieben, weil gleichzeitig mit Graf Ferdinand von Zeppelin, der meiner Frau und mir die Ehre eines Besuches erwies, auch der Münchner Generalintendant Ernst von Possart, der einige Tage zuvor einen ungeheuer besuchten Rezitationsabend zum Besten des Roten Kreuzes im hiesigen Theatersaal gegeben hatte, als Gast erschienen war. Graf Zeppelin, der im Auto von Friedrichshafen gekommen war, war wie immer von einer Liebenswürdigkeit, Einfachheit und Natürlichkeit, die ich an diesem großen Manne stets bewundern durfte. In einen merkwürdigen Gegensatz hierzu trat das ungemein lebhafte Temperament des berühmten ehemaligen Mimen, dem offenbar sehr viel daran gelegen war, sich dem deutschen Nationalhelden gegenüber in einem möglichst günstigen Lichte zu zeigen.

Es dauerte nicht lange und Possart hatte durch seine geistreichen und witzigen Erzählungen den Faden der Unterhaltung ganz an sich gezogen. Dazu boten ihm die Erinnerungen aus seiner reich bewegten Schauspielerlaufbahn, insbesondere aus der Zeit der Sonderaufführungen im Münchner Hoftheater unter König Ludwig II., spannenden Stoff in Hülle und Fülle. Als Graf Zeppelin ganz gelegentlich von seiner Jugendzeit in seiner Vaterstadt Konstanz sprach,

schien Poffart ein willkommener Anlaß gegeben zu sein, eine der heitersten Episoden aus seinem Leben aufzutischen. In geradezu klassisch-humoristischer Weise erzählte er, wie einst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sein von ihm hochverehrter Kollege, der berühmte Heldendarsteller Rütbling, ihn, Poffart, und noch einige Kollegen mit klangvollen Namen überredete, dem das Konstanzer Theater leitenden Schwager Rütblings, der sich immer in chronischen finanziellen Nöten befand, durch eine Glanzaufführung des „Faust“ etwas auf die Beine zu helfen. Er schilderte, wie während der Bahnfahrt die Hauptrollen verteilt wurden, wobei die Rücksichtnahme auf die vorhandene Garderobe, die zumteil durch leihweise in aller Eile mitgenommene Garderobestücke des Hoftheaters ergänzt werden sollte, nicht unbedeutend ins Gewicht fiel. Im Hecht zu Konstanz stiegen die Münchner Schauspieler ab, und in jugendlichem Uebermut hielt einer der Schauspieler vom Fenster aus eine humoristische Ansprache an das vor dem Hotel promenierende Publikum und lud zu recht zahlreichem Besuche der „Münchner Hoftheater-Faustvorstellung“ ein. Das Haus war denn auch am Abend zum Brechen voll wie seit langer Zeit nicht. Poffart schilderte dann weiter, wie der Beginn der Vorstellung eine unliebsame Verzögerung erlitt, weil der dicke Hofschauspieler Lang, damals wohl der berühmteste Komiker, der die Rolle des Schülers zu spielen übernommen hatte, unmöglich in den viel zu engen Rock hineinkommen konnte, so daß er schließlich sich damit behelfen mußte, daß er das Wams verkehrt, d. h. die Rückseite vorn anzog und auf der Rückseite durch Schnüre den Rock schließen ließ. Freilich sollte Lang es strengstens vermeiden, auf der Bühne dem Publikum seine Rückseite zu zeigen. Als aber Lang in dem Gespräch mit Mephistophales, den Poffart spielte, in Eifer geriet und bei den Worten: „Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum“ eine ungewollte rückwärtige Bewegung machte, wobei die Mangelhaftigkeit seiner Bekleidung dem Publikum recht in die Erscheinung trat, da brach ein Beifallsturm des Hauses los, den der in allen Sätteln gerechte Komiker mit unnachahmlichem Mienenspiel so dankbar quittierte, als hätte der große Dichterheros Goethe bei dieser Szene gar nichts anderes gewollt. Und schließlich erzählte Poffart noch, wie am nächsten Tage der Herr Direktor ohne Abrechnung mit der Kasse verschwunden war, wie sogar ein Teil der von den Künstlern ohne Erlaubnis vom Münchner Hoftheater mitgebrachten Garderobestücke fehlte, und welche Schwierigkeiten es den Münchner Gästen bereitete, die Kosten für die Rückreise in die bayerische Haupt- und Residenzstadt aufzubringen. Ich sehe heute noch, wie behaglich Graf Zeppelin dieser lustigen Schilderung zuhörte und stillvergnügt seine Tasse Tee und sein Gläschen Wein trank, ohne selbst sich am Gespräche zu beteiligen.

Als dann durch die weitgeöffneten Fenster des Turmes die Pracht der untergehenden Sonne sich über dem klarblauen See immer mehr entfaltete, die Wände der fernen Berge, das Wasser und der Himmel im Rotgold des untergehenden Gestirnes glühten, das seinen letzten Gruß in feurigen Strahlenbündeln nach allen Seiten hin aussandte, da sprang der Generalintendant, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, vom Sitze empor, und trat an das geöffnete

Fenster und trug mit wunderbarer Meisterschaft aus einer Glanzrolle: „Byrons Manfred“ den bekannten Monolog vor:

„Du herrlichstes Gestirn!

Du Gott des Einst, der starken Menschenrasse“.

Liefergriffen von dem Vortrag des großen „Meisters des Wortes“ saß die Gesellschaft um den großen runden Tisch im Turm. Niemand wagte durch lauten Beifall die weihvolle Stimmung zu stören und Graf Zeppelin sprach flüsternd zu mir: „Es ist auch etwas Wunderbares um einen solchen Sonnenuntergang. Aber noch kein Sonnenuntergang von den vielen, die ich erlebte, hat mich so bis auf's Innerste gepackt als der, den ich auf der Rückkehr von der so glänzend verlaufenen Schweizerreise im Luftschiff bei Lindau (am 1. Juli 1908) beobachtete und den Professor Hergesell so meisterhaft beschrieben hat.“

Eine wehmütige, aber nicht minder tief haftende Erinnerung bildet der Besuch, den am 8. August 1916 Prinz Heinrich von Bayern mit seiner Mutter, der verwitweten Prinzessin Arnulf und seiner Tante, der Prinzessin Theresie von Bayern dem Turme abstatteten. Schon der Vater des Prinzen, zu dem ich seit meiner Einjährigzeit im Infanterie-Leib-Regiment Beziehungen hatte, war des öfteren mein Gast im Pulverturm. Und auch Prinz Heinrich war im Jahre 1903 einer Einladung dorthin gefolgt. Als wir im Juli 1914, wenige Wochen vor Ausbruch des Weltkrieges, das 100jährige Jubiläum des Infanterie-Leib-Regiments durch eine Reihe von glänzend verlaufenen Feierlichkeiten festlich begingen, da gab der Prinz in fröhlichster Stimmung meiner Bitte, auf einer an meine Frau gerichteten Postkarte zu unterzeichnen, gerne statt und fügte dem Gruß die Worte bei: „Auf baldiges Wiedersehen in Ihrem reizenden Pulverturm.“ Der Prinz hatte vor, im September 1914 mehrere Wochen zu Besuch zu seiner Tante nach Villa Amsee zu kommen. Es sollte anders kommen, als er dachte. Statt an den Bodensee in Urlaub rückte Prinz Heinrich drei Wochen später mit seiner Schwadron des 1. bayer. Schwere Reiter-Regiments ins Feld, die als erste München verließ und bereits am 13. August 1914 südwestlich Avricourt eine Attaque gegen französische Dragoner ritt, wobei der an der Spitze der Schwadron reitende Prinz durch einen Lanzenstich in den Oberschenkel verwundet wurde. Zum Bataillonskommandeur im Infanterie-Leib-Regiment ernannt, stand Prinz Heinrich noch einige Zeit an der Westfront, dann in Italien und in Serbien. Im Frühjahr 1916 wieder an die Westfront versetzt, kämpfte er mit seinem Bataillon während der grauenvollen Kämpfe vor Verdun in vorderster Linie und entging im Keller vor Fleury, wo er mit seinem ganzen Stab verschüttet wurde, dem Tode nur durch ein Wunder. Am Kopfe erheblich verwundet, genoss er im Juli und August einige Wochen Erholungsurlaub, den er größtenteils in der Villa Amsee bei seiner Mutter und Tante zubrachte. Der Tag, an welchem der Prinz den zwei Jahre zuvor versprochenen Besuch im Pulverturm ausführte, der 8. August 1916, war ziemlich stürmisch, und als der Prinz mit den Damen im Hofwagen auf einer hart am See vorbeiführenden Straße fuhr, entriß ihm ein heftiger Windstoß seinen Strohhut und jagte ihn in den See. Wie ich den Wagen, in welchem der Prinz, den Kopf

nur mit einer leichten Mensurmütze zum Schutze seiner Verwundungen bedeckt, saß, am Pulverturm empfang, erzählte er mir sofort lachend sein Mißgeschick.

Naturgemäß nahm die Unterhaltung einen ziemlich ernstern Charakter an, namentlich als der Prinz, der im allgemeinen nichts weniger als redselig war, auf Befragen die schweren Kämpfe bei der mißglückten Offensive gegen Verdun schilderte und Einzelheiten von seiner und seines Bataillonsstabes entsetzlichen Lage erzählte. Der Prinz hatte im Unterstand eben ein Shakespeare-Drama in der Ursprache gelesen, als bei den Franzosen ein wahnsinniges Sperrfeuer einsetzte und den Keller von Fleury verschüttete. Erst nach einer Viertelstunde gelang es, den Prinzen aus den Steintrümmern auszugraben. Der Keller selbst blieb nahezu 3 Stunden verschüttet. Als letzter verließ der Prinz die Stelle, die immer noch unter dem grauenhaften Sperrfeuer der Franzosen lag, und der Weg auf den Verbandsplatz ging durch eine wahre Hölle. Es mag sein, daß an dem fraglichen Nachmittag im Pulverturm auch schon der Schatten der bedenklich drohenden Kriegserklärung Rumäniens sich zu sehr geltend machte, um eine heitere Stimmung aufkommen zu lassen. Im allgemeinen war aber doch der Prinz recht zuversichtlich und rühmte mit Stolz den vorzüglichen Geist, der gerade im Infanterie-Leib-Regiment herrsche, worauf ich mir erlaubte, den Prinzen an die vor zwei Jahren stattgefundene Kompagniefest der 1. Komp. des Inf.-Leib-Regiments zu erinnern, bei der ich, in seiner unmittelbaren Nähe sitzend, beobachten konnte, wie von den 1700 ehemaligen Angehörigen der 1. Komp. mindestens ein Drittel, stundenlang in einer Kette anstehend, sich an ihren ehemaligen Kompagnieoffizier herandrängte und hochbeglückt war, sagen zu können, daß auch mit ihnen der Prinz gesprochen und ihnen die Hand geschüttelt habe.

Als unsere hohen Gäste den Turm verließen und der Prinz meiner Frau und mir mit kräftigem Händedruck für den schönen Abend im Turme dankte, da ahnten wir nicht, daß wir genau ein Vierteljahr später Zeuge sein würden, wie der junge Sproß des Königsgeschlechtes, dessen Augen damals noch so froh und hell leuchteten, an der Seite seines Vaters in der Hofkirche zu St. Cajetan in München zur letzten Ruhe gebettet werde.

Am 27. August 1916 siegte wie in Rom so auch in Bukarest die von der Entente erkaufte „Straße“ und der rumänische Gesandte übergab in Wien die Kriegserklärung ab. Das Infanterie-Leib-Regiment wurde mit dem Deutschen Alpenkorps auf den siebenbürgischen Kriegsschauplatz berufen. Prinz Heinrich stand in den siegreichen Gefechten am Rotenturmpaß wochenlang an der gefährlichsten Stelle. Als stellvertretender Kommandeur des Leibregiments wollte er am 7. November auf dem Monte Sate eine Erkundigung persönlich vornehmen, exponierte sich dabei zu sehr und wurde von der Kugel eines rumänischen Scharfschützen getroffen, der er am nächsten Tage erlag. Ein tapferer Soldat, ein liebenswürdiger, zu jedem Opfer fähiger Mensch, ein überzeugter Anhänger seiner Kirche, ein Bayer von echtem Schrot und Korn, aber auch ein überzeugungstreuer guter Deutscher war mit dem Prinzen dahingegangen, der so gerne gerade in Lindau und am Bodensee weilte.

Einundzwanzig Jahre war ich der Turmherr und Nutznießer des allmählich zu einer gewissen Berühmtheit gelangten historischen Bauwerks. Im Oktober 1919 mit meinem Rücktritte vom Amte ging die Nutznießung auf meinen Nachfolger über, nicht ohne daß der Turm noch eine Reihe von Abschiedsfeierlichkeiten gesehen hatte. Der letzte interessante Eintrag in dem eine Chronik für sich bildenden Fremdenbuch ist der von meinem Jüngsten nach 5^{1/4}jähriger Gefangenschaft geschriebene Bericht: „Der Marsch nach Hause“.

Zur Geologie von Heiligenberg und Umgebung.

W. Schmidle, Konstanz.

Die Oberflächengestalt des Gebietes.

Von Dwingen bis Beuren erstreckt sich längs des Südrandes des Blattes Heiligenberg eine deutliche Landstufe, längs der sich das Gelände von etwa 520 Meter Meereshöhe rasch auf 730 bis 750 Meter erhebt, um dann in eine unruhige nach Norden abfallende Hochebene überzugehen, die Schwäbisch-Bayrische Hochebene.

In die Landstufe und in den südlichen Teil der Hochebene ist von Südosten her ein $2\frac{1}{2}$ Kilometer breites Tal eingelassen, das bei Altheim in einem breiten Kessel an den Höhen von Taiffersdorf endet, das Frickinginger Tal. Jenseits dieser Höhe liegt in der gleichen Richtung ein breites Becken, das bis Nach-Linz reicht, das Becken von Großschönach, mit dem Tal der Salemer-Aache.

Das Frickinginger Tal und dieses Becken sind durch eine enge und tiefe Schlucht miteinander verbunden. Sie durchbricht den Kiegel nicht in gerader Linie, sondern in gewundenem Laufe geht sie vom Ostrande des Beckens zum Westrande des Frickinginger Tales, es ist der Bruckfelder-Tobel.

Die Gesteinsfolge (Stratigraphie).

An dem Aufbau der zu untersuchenden Gegend nehmen nur die Ablagerungen des Tertiärs und Diluviums teil. Von den ersteren fehlen die Mergel und Sande der unteren Süßwassermolasse, wenn nicht die Mergel in der Talsohle bei Großschönach, die Kohlenflöze führen sollen, dazu gehören. Die tiefsten zum Vorschein kommenden Schichten gehören der Meeresmolasse an.

I. Die Meeresmolasse.

Um die Mitte der Tertiärzeit bildete sich vor dem aufsteigenden Alpengebirge ein schmaler Meeresarm, der von Marseille über das Rhonebecken, die Westschweiz und das Vorland der Alpen südlich der Donau bis nach Wien sich erstreckte. In ihn schwemmten die aus den Alpen kommenden Flüsse vorzüglich Sande ein, die „Meeresmolasse“ heißen. Als Aferbildungen des vordringenden Meeres entstanden im Besonderen die sogenannten „Ueberlinger Sande“, zur Zeit seiner größten Ausdehnung in einiger Aferferne die „Sandstiefer“ und zuletzt als Aferbildung des verschwindenden Meeres die „Bodmanandsande“.

a) Die Ueberlinger Sande. Zu ihnen rechne ich die klotzigen undeutlich geschichteten, meist losen Sande, die nur selten zu Sandsteinbänken verkittet sind. Versteinerungen wurden keine gefunden, doch beweist der reiche Glaukonitgehalt ihre Ablagerung im Meere. Sie bilden überall die tiefsten im Gebiete vorkommenden Schichten. Ihre Mächtigkeit beträgt wenigstens zehn Meter.

b) Die Sandschiefer. Ueber den Ueberlinger Sanden liegen überall die Sandschiefer. Sie bestehen aus einem Wechsel dünner Sand- und Mergel-lagen, dabei können die Sandlagen von einem Zentimeter, bis zu einem Dezimeter, ja zu noch größerer Stärke anschwellen. Oft treten sie fast gänzlich zurück, die Sandschiefer werden dann mergelig und bilden ein etwas sandiges Mergel-lager mit roten, blauen und gelben Farben. Die Mächtigkeit der Sandschiefer nimmt im Gebiete nach Nordwesten zu von 25 zu 12 m ab.

c) Die Bodmansande. Ueber den Sandschiefern liegen wieder härtere Sande und Bänke. Sie sind wie die Ueberlinger Sande namentlich in den unteren Lagen klosig und ungeschichtet, und können wie diese als Felsen und Felsfluen aus den Talwänden heraustreten. Im Gegensatz zu diesen sind sie überall ziemlich reich an Versteinerungen, an Muscheln und Haifischzähnen, und führen stets vereinzelte kleine Gerölle. In den oberen Lagen werden sie bankiger, feinsandiger, weicher und gehen allmählich in die folgende Ablagerung über. Ihre Dicke nimmt nach Nordosten stark ab, am Steinhof messe ich 15, am Oberösch nur noch 8 Meter.

Die auftretenden Gerölle zeigen an, daß die Flüsse den Meeresarm ausgefüllt hatten, sodas nun Brackwasserlagunen entstanden, in welchen sich die Feinsande mit einer Brackwasserfauna abgelagerten.

d) Die Feinsande. Es sind sehr feine, hellgelbe, etwas tonige und weich anzufühlende Sande, meistens ungeschichtet und klosig und nur von einigen dünnen Sandsteinbänkchen durchzogen, deren Kern völlig mit den losen Sanden übereinstimmt. Dann und wann sind sie aber auch beinahe geschiefert. Da diese Sande nirgends fehlen, und selbst in Bohrproben leicht und sicher erkennbar sind, so geben sie zur Beurteilung der Lagerungsverhältnisse einen wichtigen Leitthorizont ab. Es wurde deshalb für sie eine besondere Lagerungsskizze angefertigt. Ihre Dicke beträgt 5—15 m. Ueber ihnen liegt meistens, aber nicht immer, eine Kalkbank, die bis zu drei Meter dick werden kann. Diese zerfällt bei der Verwitterung in leicht erkennbare Knollen, die häufig durch den Pflug heraufgeschafft und in den Feldern aufgelesen werden können. So zeigt sie selbst bei mangelnden Aufschlüssen ihr Dasein an.

Diese Kalle enthalten bereits Süßwasserfossilien und gehören deshalb im strengen Sinne nicht mehr zur Meeresmolasse.

II. Die obere Süßwassermolasse.

Nach völliger Ausfüllung des Meeresarmes traten neue Entungen auf der Alluvialebene auf. Süßwasserseen entstanden, die, wie es scheint, sich zu einem größeren, wenn auch nicht sehr tiefen Süßwassersee vereinigten. Bald entstand wahrscheinlich ein großes verjumptes Alluvialgebiet. Auf ihm lagerten die aus den Alpen kommenden Flüsse Sande, Mergel und Kalk in reicher Reihenfolge ab, die nun Süßwassermuscheln und Schnecken enthalten und stellenweise eine reiche Flora der in dem Sumpfland wachsenden Pflanzen. Es ist dieses die obere Süßwassermolasse.

a) Sie beginnt in unserem Gebiete überall mit einer 10—15 hohen Lage sehr glimmerreicher heller Sande. Sie sind wenig geschichtet, lose und enthalten nur selten Sandbänke. Ich nenne sie „Silbersande“. Sie entsprechen bei Ueberlingen einem kaum meterdicken Sandhorizonte in den

tiefsten Lagen der Haldenhofmergel. Auf ihnen liegt dann eine 20–25 m dicke Mergelbank. Die Mergel sind grau oder gelblich, nicht selten aber auch rot oder blau gefärbt. Silbersand und Mergel haben den zusammenfassenden Namen „Haldenhofschichten“ erhalten, weil der Haldenhof bei Ueberlingen auf ihnen steht.

Die hellen Silbersande treten an einigen Orten als Steilhänge aus dem Gelände heraus. An ihrem Fuße entspringen gerne äußerst kalkreiche Quellen, die Kalktuff absetzen, weil ihr Wasser im Berginnern über die liegende Kalkbank hinfließen mußte.

b) Ueber den Haldenhofmergeln liegt an den Abhängen des Heiligenberges ein etwa 50 m hoher Sandhorizont, der mit den gleichliegenden Sanden bei Ueberlingen verglichen werden kann, und den ich deshalb „Steinbalmensand“ bezeichne.

Von nun an ist die obere Molasse anders aufgebaut, als am Ueberlingersee und im westlichen Bodenseegebiets.

c) Statt der aus einem bunten Wechsel von Mergel-, Kalk-, Kohlen- und Sandlagen bestehenden „Dehninger-Schichten“ folgt eine etwa 15 Meter dicke Mergelbank, in der oberhalb von Frickingen ein kleines Kohlenflöz sich befindet.

d) Ueber ihr liegen dann fast 60 m hoch Sande, die nach meinen bisherigen Wahrnehmungen nur von einer unbedeutenden und nicht durchgehenden Mergelbank durchzogen sind. Sie haben den Namen „Heiligenbergsande“ erhalten.

e) Nun folgen nochmals Mergel in gleicher Mächtigkeit wie jene am Fuße der Heiligenbergsande. Es sind die „Herdwanger-Mergel“. Beiden Mergelhorizonten entströmen reichliche Schichtquellen und bilden die Hintergründe großer kesselförmiger Ausruhtschneisen, aus denen sich die Sande steil erheben.

f) Auf ihnen ruhen dann 50–80 m hoch wiederum Sande, meist von rötlicher Farbe und unruhiger, linsenförmiger Lagerung. Sie führen in der Gegend der Schwedenschanze zwei Mergelbänder, und oberhalb Dwingen am Burstel eine dünne Lage kleiner Kalkgerölle. Diese sind von Norden her angeschwemmt und bestehen ausschließlich aus tertiären tonigen Süßwasserkalken, vielleicht aus dem Landschneckenkalk der unteren Molasse. Ich nenne die Sande „Machecksande“. Nach oben zu werden sie immer mergeliger, es erscheinen Kalkbänke und ganz helle, fast weiße Sandsteinbänke, sie erhalten dadurch völlig das Aussehen der „Göhrenbergmergel“ in ihren unteren Partien, wo sie noch keinen Glaukonit führen.

g) Auf der anderen Seite des Deggenhausertales stehen diese Göhrenbergmergel zwischen Deggenhausen und Ellenfurt überall an, und sind bis auf 800 Meter in Meereshöhe zu verfolgen. Die Mergel und Kalk führen dort von etwa 750 m Meereshöhe an Glaukonit und Feraminiferen wie am Göhrenberg.

Ich habe sie deshalb früher für echte Meeresablagerung gehalten. Heute freilich bin ich wegen der Funde von Molassegeröllen in den Machecksanden ge-

neigt, sie nur für ein umgelagertes tertiäres Meeres sediment (Meeresmolasse oder Flysch) anzusehen, das von Flüssen (aus Norden, Süden oder Osten kommend) hier wieder abgesetzt wurde.

Unterlagert werden am Höchsten diese glaukonitischen Göhrenbergmergel von zwei größeren 30—40 m hohen Sandhorizonten, die zwischen den glaukonitfreien Mergeln als deutliche Steilabfälle an der gänzlich verrutschten Talwand hinziehen, und deren Fuß 600 und 670 m hoch liegt.

Wie die Schichten der beiden Talseiten einander zuzuordnen sind, ist noch unklar. An der westlichen Talwand ist die Molasse in der Hauptsache sandig und nur in den obersten Partien mergelig, an der östlichen scheint sie mit Ausnahme der beiden Sandstufen vom Talgrunde an mergelig zu sein. Hier liegt wohl Tektonik vor, da eine so plötzliche Faciesänderung unwahrscheinlich ist. Das Degernhauser Tal liegt dann auf einer Verwerfung von etwa 150 m Sprunghöhe.

III. Das Diluvium.

Am Ende der mittleren Tertiärzeit wurden auch die Süßwasserseen ausgefüllt. Nun hob sich das Land, so daß die Flüsse kein Material mehr ablagerten, sondern im Gegenteil das bereits abgelagerte wieder fortschwemmen. Von dem letzten Abschnitt der Tertiärzeit fehlen uns deshalb am Bodensee die Zeugen. Wir wissen nur, daß zum Beginn der Eiszeit das Land eine von der Donau zum Alpenfuß aufsteigende Ebene bildete, wie es heute noch in Oberschwaben und Oberbayern der Fall ist (die schwäbisch bayrische Hochebene). Dagegen können wir genau verfolgen, wie diese Ebene hier im Bodenseegebiet durch tektonische Senkungen und die Erosionskraft der Gletscher und ihrer Schmelzwässer zerstückelt wurde, wie allmählich die heutigen Täler und das Bodenseebecken entstanden, sodaß die Hochflächen nördlich vom Höchsten, Heiligenberg und Dwingen nur Reste dieser einstigen schwäbisch bayrischen Hochebene in unserm Gebiete sind, wenn man die Schotter weggeräumt denkt, die seitdem auf ihr abgelagert wurden.

Wir wissen ferner, daß sich das Klima am Ende der Tertiärzeit so verschlechtert hatte, daß nun Gletscher aus den Alptälern in das Vorland hinausströmten, dort miteinander verschmolzen und einen Eispanzer um das ganze Alpengebirge herum bildeten. Sie legten Moränen und ihre Schmelzwasser Riefe auf die Höhen und in die neugebildeten Täler dieses Vorlandes nieder. Und da sich die Täler dabei fortwährend vertieften, kamen die Ablagerungen der Gletscher und ihrer Schmelzwässer immer tiefer zu liegen, je später sie erfolgten. Man kann nun in allen Alptälern rings um die Alpen nach Penck und Brückner deutlich vier solche Ablagerungsperioden unterscheiden, die durch drei Erosionszeiten getrennt sind, während welchen sich die Täler nur vertieften. Penck und Brückner schreiben die ersteren vier Vergletscherungen und die letzteren drei Interglazialzeiten zu, während welchen die Gegend teilweise sogar ein wärmeres Klima gehabt haben soll als heute. Decke und andere Geologen erkennen darin nur vier verschiedene, teilweise durch Landsenkungen verursachte Gletscherstände einer einzigen Vergletscherung.

Jedenfalls helfen die 4 Stände die lange andauernde Diluvialzeit gliedern. Ich unterscheide mit den Günzgletscher, dessen Schmelzwässer den oberen Deckenschotter ablagerten, den Mindelgletscher mit dem unteren Deckenschotter, den Rißgletscher mit der Hochterrasse, und den Würmgletscher mit der Niederterrasse.

a) Der obere Deckenschotter. Die Schotterreste treten entweder hoch an den Talwänden der tieferen Täler aus und gehen in die Seitentäler hinein, wobei ihre Basis sich hebt, oder sie bilden auf den höchsten Hügeln der alten Hochebene nach Norden gerichtete halbkreisförmige Ausstiche, die von

jüngeren Schottern und Moränen bedeckt sind, so daß offenbar hier zusammenhängende Platten unter diesen jüngeren Ablagerungen hindurch gehen. Die Basisshöhe sinkt im allgemeinen nordwärts.

Westlich der Salemer Ache liegen folgende Vorkommen:

1. Birstel, Bascheleshof n. Dwingen, Basisshöhe 710 m, 2) Geipenberg, Wälderhöhe, Basisshöhe 700—690 m, 3) Rickelsberg, Weiler, Basisshöhe 680 m.

Zwischen der Salemer und Deggenhauser Ache:

1. Acheck Heiligenberg. Die Basisshöhe sinkt hier von 770 m am Acheck auf 700 m bei Heiligenberg (1,6% Gefäll). Penck sieht die Schotter bei Heiligenberg als unteren Deckungsschotter an, weil sie 70 m tiefer liegen. Dieses ist unmöglich, weil der Zug ohne Unterbrechung verfolgt werden kann. 2. Zwischen Heiligenberg und Alt-Heiligenberg liegen im Walde nördlich der Freundschaftshöhle noch einige Vorkommen, wobei die Basis deutlich auf etwa 740 m ansteigt, weiterhin steigt dann die Molasse auf 770 m an der Hohenreuth auf, wie auch Penck angibt. 3. Dann erscheint weiter nordwestlich die Platte Hofrain, Rabensteig, Neuhaus, Sattenweiler, auf welcher Heiligenholz liegt. Der Westrand hat die Basisshöhe 700 m, der Ostrand 710 m. 4. Eine kleine Platte liegt südlich Straß mit 710 m Basisshöhe, 5. eine weitere südlich Altholderberg, Basis 680 m. 6. Dann nördlich Großstadelhofen, Basis 690 m. 7. Vom Acheck bis zum Lochmühletal sinkt längs der Westwand des Deggenhauser Tales die Basisshöhe von 770 m auf 750 m herunter, (etwa 1% Gefäll) und steigt im Lochmühlebachtal, einem Seitental des Deggenhauser Tales, wieder um 10 m an bis Unterbethenbrunn. 8. Bei Oberboshasel Basisshöhe 700 m. 9. An der Quelle der Deggenhauser Ache, Basisshöhe 700 m. 10. Längs des Malaientales fällt die Basis von 690 m auf 680 m Meereshöhe und steigt im Seitental der Wasserleitung gegen Straß hin wieder auf 730 m an.

Oestlich des Deggenhauser- und Andelsbachtals:

1. Am Höchsten, unter dem Pavillon, Basisshöhe 830 m. 2. Die Rappenfelsen am Ostrande des Deggenhauser Tales. Die Basis fällt nach Nordwesten von 790 m auf 770 m (Gefäll 1%). 3. Am Westrand des Andelsbachtals oberhalb Allwangen sind schlechte Aufschlüsse, Basis etwa 810 bis 800 m hoch, jedenfalls höher als an den kaum 1 km entfernten Rappenfelsen. 4. Im Andelsbachtale bei Denkingen und Neubrunn, die Basisshöhe sinkt nordwärts von 690 m auf 680 m. Aus diesen Vorkommen ziehe ich folgende Schlüsse.

1. Die Schotter sind gleichen Alters. Dies beweist der Umstand, daß sie vom Acheck bis Heiligenberg in ununterbrochenem Zuge verfolgbar sind und dabei nordwärts und westwärts überall auf das gleiche Niveau von 700 bis 680 m Meereshöhe ausmünden.

2. In der präglazialen Hochebene waren bereits vor Ablagerung des oberen Deckenschotter flache nordwärts gerichtete Täler vorhanden. Dieses beweist das Ansteigen der Schotter in den Seitentälern des Malaien- und Deggenhauser Tales, die westwärts gegen die Talachse geneigte Lage der Schotterplatten von Heiligenholz und Lichtenegg—

Krumbach, die tiefe Lage bei Heiligenberg und Denklingen, und die hohe bei Straß. Als solche Täler ergeben sich 1. Das Deggenhauser—Malaiental mit nordwärts gerichtetem Gefälle. 2. Das Andelsbachtal. 3. Das alte „Furthbachtal“ von Moos, Hattenweiler nach Krähenried längs des Oberlaufes des heutigen Furthbaches. 4. Das Tal der heutigen Salemer Aache mit nordwärts gerichtetem Gefälle.

3. Die oberen Teile dieser Täler waren vom Deckenschotter völlig ausgefüllt und auch die dazwischen liegenden niederen Rücken, so daß der Schotter etwa vom Nacheck an bis Denklingen — Großstadelhofen eine zusammenhängende Platte bildete, die dann in die einzelnen Täler zerfaserte. Von der Platte sind gerade die auf den Rücken liegenden Teile stückweise erhalten geblieben. Dieses beweist die Neigung der Schotterreste gegen die Talachsen und der Umstand, daß nordwärts der genannten Linie die Schotter nur in den Tälern liegen, die trennenden Molassehöhen aber frei sind.

4. Genau von der Linie Beuren—Illwangen an beginnt die Schotterbasis sich mit einer Steigung von 1,5% südostwärts zu erheben, die Platte ist längs dieser Linie gebrochen und aufgerichtet. Es kann sich hier nicht, wie Penck annimmt, um einen Uebergangsstegel handeln, da die Steigung die Schotterbasis und nicht die Schotteroberfläche betrifft. Diese Steigung ist viel zu groß, als daß Flüsse, die über sie herablaufen, Schotter ablagern würden, sie ist also nachträglich verbogen. Auch die Molasse zeigt diese junge Verbiegung, da in ihr das Südostfallen aufhört und einer horizontalen Lagerung Platz macht.

5. An der Ostflanke des Deggenhauser Tales liegt die Schotterbasis überall ungefähr 40 m höher als an der Westflanke. Auch diesen Unterschied führe ich auf eine junge stärkere Hebung des Höchsten zurück. Denn die Molasse deutet, wie oben bereits ausgeführt wurde, auf eine Bruchlinie längs des Deggenhauser Tales hin. An ihr ist aber der Ostflügel, d. h. der Höchsten gesunken. Wir kommen also zum Schlusse, daß sich seit Ablagerung des oberen Deckenschotters diese Senkung an der alten Bruchlinie wieder um etwa 40 m ausgeglichen und sich der Ostflügel um diesen Betrag wieder gehoben hat.

Ueber das Vorkommen des oberen Deckenschotters im übrigen Bodenseegebiet gilt Folgendes. Vom Nacheck bis Heiligenberg bleibt ein schwaches Westgefälle, auch wenn man die Aufrichtung ausgeglichen denkt. Vor dem Eingang in das Salemer Nachtal steigt die Molasse an der Hohreuth auf 740 m Meereshöhe auf, an der Steinbalmen, dem nächsten westlichen Vorkommen, liegt die Basisshöhe 670 m hoch, ebenso an der Ostseite des Bodansrückens, an der Westseite nur 650 m. Im Hintergrunde des Ueberlingersees und im Ablachtale fehlt jedes Deckenschottervorkommen, bei Heiligenberg und auf der Steinbalmen erhebt sich die Molasse nördlich über den Deckenschotter, (er liegt in Rinnen) und die Riese zeigen westliche Strömungsrichtung an. Daraus folgt

unwiderleglich, 1. daß von der Nacheck an der Schotter über dem Bodenseegebiet in Rinnen abgelagert wurde, die sich westwärts zum Rheine entwässerten, 2. daß die Schmelzwässer des Ginzgletschers die Donau nur durch das Deggenhauser-, Furthbach- und Salemertal erreichten aber nicht mehr durch das Ablachtal, daß sie hier rheinwärts strömten.

Am Schienerberg jenseits des Sees steigt die Basis wieder um 30 m auf 690 m Meereshöhe an, und am Salen oberhalb Mammern sogar auf 720 m. Hier liegt wieder eine Verbiegung, und zwar eine Einmuldung von 20—30 m Tiefe, über dem See vor, gemessen an wenig gesenkten Horsten.

Die genannten Vorkommen müssen alle zum oberen Deckenschotter gerechnet werden, denn überall liegt 30—40 m tiefer der untere.

b) Der untere Deckenschotter. Nur 3 Reste sind vorhanden, die merkwürdiger Weise alle an den Abhängen des alten Tales der Salemer Nache liegen. 1. Eine kleine Nagelflutplatte befindet sich bei Hohenbodmann mit einer Basisshöhe von 660 m Meereshöhe, also 60 m unter dem oberen Deckenschotter am Burstel, sie ist nordostwärts geneigt. 2. Ein Konglomeratausstrich am Schlegel, westlich von Altholderberg mit einer Basisshöhe von 650 m. Er ist ein km von dem Ausstrich des oberen Deckenschotters entfernt und liegt nur 30 m tiefer. 3. Eine kleine Konglomeratplatte am Nordende von Linz unterhalb des Bahnhofes Nache-Linz 625 m hoch. Auch diese Schotter deuten, wenn sie zusammengehören, auf eine nordwärts gerichtete Neigung des alten Tales der Salemer Nache.

Da sie alle drei näher der Talachse liegen als die Reste des oberen Deckenschotters, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, sie zu letzterem zu ziehen und als Ausfüllung eines bei Hohenbodmann etwa 60 m tiefen Tales zu deuten.

Im Andelsbach-, Malaien-, Furthbach- und Ablachtale fehlt der untere Deckenschotter.

c) Die Hochterrasse. Da das ganze Gebiet innerhalb der Moränen des Rißgletschers liegt, so sind solche nicht zu erwarten. In einigen wenigen Stellen findet man nun lose oder nur bankweise verkittete Riese unter einer Grundmoränendecke an den Abhängen der heutigen Täler, die, wo sie freiliegen, tiefe Verwitterung zeigen. Da die Talsohle mit Niederterrasse bedeckt ist, folgt sicher ihr höheres Alter. Sie liegen in etwa 710 m Meereshöhe, in einem west-östlich gerichteten Streifen, der von Unterrhena bis Heiligenberg hinzieht und unter die mächtigen Grundmoränenmassen eintaucht, die den Höhenzug von Heiligenberg in nordwestlicher Richtung bis Oberrhena zusammensetzen. Man findet sie da erschlossen 1. westlich Heiligenberg, 2. östlich Unterrhena, 3. im Tobel bei Bühlen, 4. um Moos herum und 5. südlich Heiligenholz. In den Vorkommen Nr. 1, 3 und 5 sieht man deutlich, daß sie auf dem oberen Deckenschotter liegen, den sie auch als Geröll führen.

Ein ganz interessantes Vorkommen liegt am Beeremoos östlich von Großschönach ganz auf der Höhe, 680 m hoch. Es ist von keiner Moräne bedeckt,

die Kiese enthalten aber zahlreiche Blöcke des oberen Deckenschotter, die bis 4 cbm groß sind.

Alle Vorkommen zeigen eine Entwässerung zur Donau an.

Ich bin überzeugt, daß die Kiese noch vielerorts unter der Verwitterungs- oder Moränendecke vorhanden, aber nicht aufzufinden sind.

Da sie sich der heutigen Oberfläche nicht anschmiegen, stelle ich ihre Ablagerungszeit entweder in die eisfreie Zeit vor dem Rißgletscher oder in die Zeit seines Vordringens. Dazu bestimmt mich der Umstand, daß zwischen Heudorf (bei Eigeltingen) und Mespilach genau dieselben Kiese liegen. Die Grundmoräne, die sie bedeckt, kann dort nur vom Rißgletscher abgelagert sein, da ein anderer die Gegend überhaupt nicht erreichte. Andererseits zeigt ihr Gehalt an Deckenschottergeröllen, daß sie älter als dieser sind, ja daß dieser bereits verbacken gewesen sein muß, als sie abgelagert wurden. Die Verkittung setzt aber eine eisfreie Zwischenzeit voraus, da dazu atmosphärische Kohlensäure nötig ist. Sie sind somit älter als die Hochterrasse, die hier fehlt.

d) Endmoränen des Würmgletschers. Der Endmoränenkranz seines äußersten, des Schaffhausener Standes, kommt im Gebiete schön zur Geltung. Er verläuft nördlich Großstadelhofen über Kleinstadelhofen, Straß, Oberhaslach, Rickertsreuthe und überquert hier in Moränenkuppen von 770 m Meereshöhe das Andelsbachtal nach dem Sturmburg und der Breite. Der einspringende Winkel, den er bildet, rührt davon her, daß der Gletscher den Höchsten zwar noch überwand, in seinem Vorstoße nach Norden aber aufgehalten wurde.

Der erste, stets undeutlich ausgebildete Halt im Gletscherrückzuge, der Disfenhofener Stand, bildet die Endmoräne Taisersdorf — Hermannsdorf, die durch die Schlucht durchbrochen ist. Die anschließenden Seitenmoränen sind recht unklar. Möglich ist, daß westlich der breite Moränenrücken, der vom Fischenhaus über den Neuhof verläuft, dazugehört und östlich die großen Moränenmassen nördlich Hohenreuthe, die von den Scheuerhalden gegen Heiligenberg hin ziehen. Im Deggenhausertal liegt eine Endmoräne bei Oberboshasel. Der Moränenkranz des zweiten Halts, des Stein-Singener Standes, ist dagegen wieder klar vorhanden. Er verläuft von Dwingen nach Urzenreuthe, Steinwald, Bärweilerhof, Pförrendorf und Golpenweiler. An den Steilhängen des Heiligenberges blieben nur schwächere Moränenreste hängen, ein größerer Hügel, der Hartberg, steht nördlich Leustetten. Im Deggenhausertal liegen die Endmoränen bei Oberboshasel. An den Nord- und Osthängen des Höchsten sind die Moränenzüge wunderbar erhalten.

e) Lokalmoränen im Andelsbachtale. Im karartigen Hintergrunde dieses Tales, das von Norden her in das Massiv des Höchsten eingelassen ist, trennte sich beim Gletscherrückzug ein Lokalgletscher ab. Er hinterließ zwei deutliche Moränenzüge, die nordwestlich des Buschweiler- und Volzer-Sees das Andelsbachtal queren, und diese Seen aufstauen (Fetscher — Gampen und Bodmerhölzle — Gampenhof — Rutschweiler). Auf einem dritten liegt das Dorf Illmensee, er staut den gleichnamigen See ab. Ein vierter ist an der Seehalden

beim Marienhofe angedeutet, ein fünfter südlich von Illwangen. Im ganzen Bodenseegebiet konnte ich bis jetzt keinen zweiten Lokalgletscher nachweisen.

f) Die Niederterrasse. Im Deggenhauser und Salemer-Nachtale fehlt sie. Im Malaien- und Andelsbachtale bedeckt sie die heutige Talsohle und erstreckt sich zur Donau.

Im alten Furthbachtale liegt vom heutigen Talhintergrunde an bis zur Straßmühle eine Riesendecke auf der Talsohle, die ganz das Aussehen einer Niederterrasse hat. Dort verschwindet sie mit einer Oberflächenhöhe von 680 m plötzlich. Es legt sich hier der große Endmoränenzug des Schaffhausener Standes bis Großstadelhofen in das Tal, und drängt den Bach, der zunächst die alte Richtung noch beibehält, auf die Seite. Man findet oberhalb der Schlucht, die er jetzt bildet, keine Riese mehr, sondern nur Molassesande und darüber Endmoräne. Zugleich hat es den Anschein, als ob die Riese gegen Straß zu unter die Moräne hinunter gehen würden, dann wären sie älter als Niederterrasse. Die Fortsetzung des alten Tales ging offenbar zuerst östlich an Großstadelhofen vorbei über das heutige Tiefental nach Pfullendorf, später über Krähenried in das Andelsbachtal. Beide Ausgänge verstopfte der Moränenzug. Er macht dabei jedesmal eine kleine Ausbuchtung nach Norden, ein Zeichen, daß hier Niederungen vorhanden waren.

Nach dieser Verlegung der alten Ausgänge floß der Furthbach am Westrand des Moränenzuges entlang und kam in den Oberlauf eines Baches, welcher sich in den Stausee ergoß, der damals über dem Becken von Großschönach lag. Bei Sohl und Lautenbach liegen die Deltakiese.

g) Die Entstehung der heutigen Entwässerung. Zur Zeit des oberen Deckenschotter entwässerte sich das Deggenhauser Tal noch in die Donau. Wann nun die Umkehrung nach Süden erfolgte, läßt sich aus Schottervorkommen an seinen Hängen unmöglich sagen, man findet in ihm weder Hochterrasse noch Rißmoräne, sie sind an den rutschigen Hängen auch nicht zu erwarten. Aus ganz allgemeinen Betrachtungen über die Talsysteme des Bodenseegebietes habe ich früher diese Zeit in das große Mindel-Riß-Interglazial verlegt. Dieses ist auch heute noch meine Ansicht. In einer Zeit, wo die Gegend eisfrei war, muß es geschehen sein, da nur dort die Flüsse südwärts fließen konnten.

Als der Würmgletscher abschmolz, war das Tal bereits fast in der heutigen Tiefe vorhanden, denn die Rückzugsmoränen ruhen fast der heutigen Sohle auf. Es müssen sich dabei vor seinem Gletscherende Stauseen gebildet haben, die zunächst nordwärts abfloßen.

Genauer sind wir über das Furthbachtal unterrichtet. Hier verlegte erst der Schaffhausener Moränenzug, wie oben beschrieben wurde, die Entwässerung zur Donau, und zwang den Furthbach in das Becken von Großschönach. Aber selbst damit war die Entwässerung zur Donau, wie wir sehen werden, noch nicht beendet.

Auch beim Tale der Salemer Aach erfolgte, die Entwässerung zum Rheine erst zur Abschmelzungszeit des Würmgletschers.

Zwar wissen wir auch hier über das Aussehen des Tales zur Zeit der Rißvergletscherung nichts; denn auch hier fehlen seine Moränen und Riese völlig, obwohl sie in dem breiten Becken die Möglichkeit der Erhaltung gehabt hätten. Als der Würmgletscher die Gegend bedeckte, war es jedoch in seiner heutigen Breite vorhanden, denn der Schaffhausener Moränenzug umsäumte es in einem deutlichen nordwärts gerichteten Bogen, und seine Rückzugsmoränen legte er in das Tal hinein. Sie ruhen aber nicht wie beim Deggenhauser Tal auf der heutigen Sohle, sondern auf hohen Riegeln, die das Becken von Großschönach abschließen und heute nur von dem Bruckfelder Tobel durchbrochen sind. Und nun liegt die Auflagerungsfläche der großen Rückzugsmoräne auf Molasse bei Taisersdorf 625 und bei Hermannsberg 630 m über dem Meere, also so hoch als der heutige mit Riesen und Moräne verschüttete obere Ausgang des Tales bei Nach-Linz. Zwischen diesen beiden Punkten befindet sich freilich das breite Becken (in das die Salemer-Nach seitdem schluchtenförmige Täler eingegraben hat), mit einer Sohlenhöhe am tiefsten Punkte von etwa 570 m Meereshöhe. Es ist das Zungenbecken des Würmgletschers und war also vor der Eisbedeckung nicht vorhanden. Vor Einbruch dieses Gletschers war also das Gefälle nach Norden gerichtet.

Von dem Taisersdorfer Riegel an senkt sich das Gelände — von dem Bruckfelder Tobel abgesehen — kesselförmig, rasch zur 2½ km breiten Talebene von Frickingen hinunter. Auch diese Absenkung war bereits unter dem Würmgletscher vorhanden, denn die Auflagerungsfläche der späteren Rückzugsmoränen auf Molasse senkt sich ebenso.

Zunächst verfolgen wir die Entwässerungsverhältnisse während des Gletscherrückzuges.

Zur Ablagerungszeit der Taisersdorfer Moräne bildete sich im Becken von Großschönach ein Stausee, der sich bei Nach-Linz zur Donau entwässerte. Die Ausflußöffnung ist noch gut erkennbar. Bei Großschönach, Sohl und Lautenbach liegen in seiner Spiegelhöhe von 680 m Meereshöhe Deltatiefe seitlich einmündender Bäche, wobei die beiden letzten Vorkommen nur vom abgelenkten Furthbach stammen können. Der Boden des Kessels ist mit einer dicken Mergelschicht bedeckt, dem Niederschlag des trüben Gletscherwassers, das diesen Stausee füllte.

Als der Würmgletscher dann die Gailshöfer-Pförrendorfer Moräne ablagerte, erfolgte die Entwässerung entlang des westlichen Gletscherrandes zum erstenmale in den Rhein. Der Weg über Dwingen, Stockach, Stahringen, Welschingen nach Schaffhausen war eisfrei geworden, und so flossen jetzt die Gewässer am Nord- und Westrande des Friedinger Gletscherlappens, der durch den Moränenzug so klar gekennzeichnet ist, entlang, wendeten sich oberhalb Ernatsreuth nach Westen, legten an der Biegungsstelle Riese nieder und schufen das Tal hinter dem Wieseleberg, das von Ernatsreuth nach Dwingen führt. So wurde der heutige Bruckfelder Tobel angelegt; etwa 50 m über seiner heutigen Sohle floß damals der Strom.

Das Becken von Groß-Schönach im Talhintergrunde entleerte sich nun, und die Salemer-Nache und ihre Nebenflüsse begannen sich in das Gelände

einzuschneiden; 120 km Einzugsgebiet verlor die Donau mit einem Schlage. Die nach Norden gerichteten Oberläufe aller Flüsse rings um das Becken bezeugen heute noch die einstige Entwässerung über Ach-Linz in die Donau.

Bei weiterem Gletscherrückzug wurde das tiefgelegene kesselförmige Ende des Frickinger Tales frei. In ihm bildete sich abermals ein Stausee, der sich in 500 m Meereshöhe über Lippertsreuthelängs der Landstraße nach Ueberlingen und Nußdorf entwässerte. Die Abflusrinne mit ihren Schottern, die Deltakiese bei Altheim und oberhalb Frickingen, die von Seitenflüssen eingeschüttet wurden, bezeugen noch heute sein Dasein.

Als dann der Gletscher bis Salem zurückgeschmolzen war, entleerte sich auch dieser See nach Unteruhldingen. Ueber den vegetationslosen sandigen Seeboden strichen Nordwinde und schufen bei Stefansfeld die kleinen Dünenwälle, die das Tal queren. Die Salemer Nache aber vertiefte zwangsläufig den einmal begonnenen Bruckfelder Tobel bis zu seiner heutigen Sohle.

Wenn wir uns vor Augen halten, daß bis zum Eintreffen des Würm-gletschers der obere Teil des Salemer Nachtals sich nach der Donau entwässerte, und daß, wie die glazialen Verhältnisse mit aller Deutlichkeit zeigen, der Althausen-Frickinger Kessel beim Abschmelzen dieses Gletschers sicher vorhanden war, so erhalten wir einen Anhaltspunkt, daß dieser Kessel erst während des Würm-gletschers entstanden sein kann. Denn wäre er schon früher in irgend einer Interglazialzeit vorhanden gewesen, so hätten die über diese Landstufe herabstürzenden Gewässer eine oder mehrere Schluchten in die weiche Molasse eingraben müssen, die von dem folgenden Gletscher nicht zugeschüttet oder zerstört, sondern erweitert worden wären, weil sie in der Richtung der Gletscherbewegung lagen. Von einem solchen älteren Tale ist auch nicht eine Spur vorhanden.

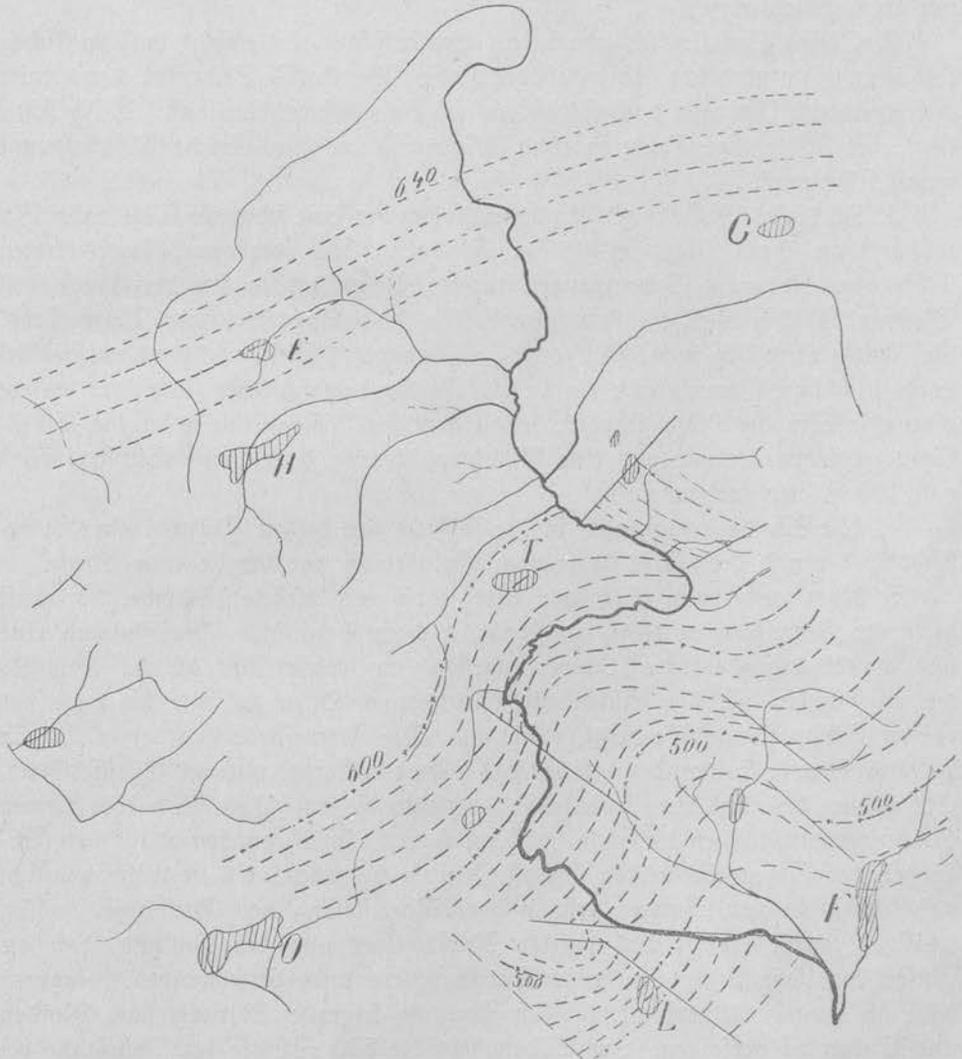
Die heutige Lage der Gesteinschichten (Tektonik).

Aus der Gestaltung der Ries- und Moränenbedeckung des Tales von Großschönach ergab sich seine Geschichte während der Eiszeit mit hinreichender Klarheit. Machen wir den gleichen Versuch mit dem Altheimer-Frickinger Kessel, so mißlingt er. Ältere Riese fehlen völlig, ebenso jede bestimmte Andeutungen älterer Talsohlen wenigstens am Westabhang südlich von Hohenbodman. Am Osthange freilich kann man die Bergschultern und Sporne als solche deuten, besonders da sie eine leichte Riesbedeckung tragen. Und der nordwärts gerichtete Oberlauf der Flüsse bei Rickertsweiler und Golpenweiler mit dem plötzlich südwärts umgebogenen Unterlauf deutet wieder genugsam an, daß hier noch gegen das Ende der Eiszeit die Gewässer der Donau zusfloßen. Aus früheren Betrachtungen ergab sich aber, daß beim Rückzug des Singener Gletschers das Tal in der heutigen Form vorhanden war. Weiteres ist nicht zu finden.

Hier tritt nun ein neues, formgebendes Element in den Vordergrund, die Tektonik. Auf ihre Rechnung ist wohl der größte Teil der Bildung dieses Talabschnittes zu setzen.

Die während der Tertiärzeit entstandenen Molasseschichten hatten zunächst im großen und ganzen eine wagrechte Lage. Heute gilt das nicht mehr; der

Druck der Alpen auf das Vorland, das Aufsteigen des Schwarzwaldes und die Einsenkung des Bodenseebeckens haben sie gestört. Wie sie heute in unserm Gebiete gelagert sind, zeigt ein Blick auf die beigegebene „Lagerungsskizze“, in der die heutige Lage der oberen Grenze der Feinsande durch Höhenlinien von 10 zu 10 m eingezeichnet ist. Wie diese Grenze, so sind auch die übrigen Schichten ungefähr gelagert, da sich die Gesteinsmächtigkeit nur wenig ändert.



Lagerungsskizze der oberen Grenze der Feinsande im Salemer-Nachtal.

E Ebratsweiler; F Friedingen; G Groß-Schönach; H Herdwangen; L Lippertsreuthe; O Owingen; T Taisersdorf.

Fünf Unregelmäßigkeiten fallen sogleich ins Auge.

1. Die Grenzfläche senkt sich im Allgemeinen von Nordwest nach Südost, d. h. sie fällt nach dem Fachausdruck „nach Südosten ein“.

Diese Erscheinung findet sich überall am Bodensee; denn durch den Druck der Alpen auf das Vorland und das Aufsteigen des Schwarzwaldes bildeten sich unmittelbar vor den Alpen in der Molasse Sättel und Mulden, die dem Alpenrande gleichgerichtet sind, deren Achsen deshalb bei uns von Südwesten nach Nordosten verlaufen. Quer durch den Bodensee geht ferner eine weite Mulde, auf deren Nordwestflügel wir uns befinden, so daß deshalb die Schichten nordwestlich einfallen.

2. Dieses Einfallen ist jedoch kein regelmäßiges. Es erfolgt in 2 deutlichen Absätzen. Der nördliche liegt auf der Linie Oberndorf—Silvental, der zweite auf jener von Dwingen nach Straß, er hat ein größeres Ausmaß. Dazwischen liegt eine fast völlige Ebene in etwa 600 m Meereshöhe. Solche Absätze nennt man „Flexuren“.

3. In dieses Absinken greift von Südosten her eine schwache Mulde ein. In ihr und an ihren Rändern ist die Fläche vielfach verbogen, ja es treten Risse ein, die man Verwerfungen nennt. Besonders laufen drei längs des Westrandes, die Gailhöfe, die Bruckfelder- und Lippertsreuther-Verwerfung. Am letzten Orte liegen die stärkeren Verbiegungen. Denn es haben am Hebsack nordöstlich von Lippertsreute die in die Mulde eingesunkenen Schichten unsere Grenzfläche in die Höhe gedrückt, sodaß dort die 565 m-Linie neben die 450 m-Linie zu liegen kommt, und eine Schichtendifferenz, d. h. „eine Sprunghöhe“ von 100 Meter vorhanden ist.

4. Die Mulde dringt noch in die südliche der beiden Flexuren ein; sie erlischt in ihr und beeinflusst kaum noch die nördlich vor ihr liegende Ebene.

5. Kurz vor ihrem Erlöschen tritt jedoch am östlichen Rande, der sonst geringere Zerreibungen zeigt, zwischen Hermannsberg und Großschönach eine im Nactal liegende kurze Verwerfung ein, an welcher der östliche Gebirgsteil eingesunken ist; die Einsenkung klingt gegen Osten zu, wie die Lage der oberen Süßwassermolasse zeigt, rasch aus. Die südwestwärts geneigte Scholle hat zwei scharfe Seitenränder längs des Hermannsberges und bei Großschönach. Sie ist von drei bis vier Schluchten durchsetzt, die wahrscheinlich wieder kleinen Störungen entsprechen und sehr wasserreich sind, sodaß an den nördlichen Abhängen der kurzen Schluchten überall Quellen austreten. Es ist wahrscheinlich, daß die Seitenverwerfungen erst in dem Nordabhang von Kaisersdorf völlig erlöschen, dafür spricht das dortige Rutschgebiet und der Umstand, daß die Felsen der Ueberlinger Sande im Rutschgebiete rasch verschwinden. Dagegen habe ich vergebens versucht, die im Nactale liegende Störung nach Norden und Süden zu verfolgen. Im Süden geht die 570 m-Linie der Feinsande bei Pföhrendorf ungestört durch und im Norden bei Großschönach ebenso die 600 m-Ebene. Die Schichten im Senkungsgebiete selbst sind stark verrutscht, die Mergelhorizonte in den wenigen Aufschlüssen verdrückt, verquetscht und zerrissen; durchgehende Horizonte sind kaum festzustellen. Die Sprunghöhe in der Nactal-Störung beträgt etwa 40 m im Maximum, nimmt aber nordwärts rasch ab.

Es läßt sich im Gebiete nirgends mit Sicherheit feststellen, wann die Störungen erfolgten; die Flexuren sind älter als die Mulde, denn diese erlischt

in jenen, während eine umgekehrte Beeinflussung nirgends zu erkennen ist. Die Mulde bringe ich mit der Entstehung des Bodensees in Verbindung, der dieselbe Richtung hat. Und da dieser nach den Beobachtungen am Ueberlinger- und Untersee während des Würmgletschers entstanden ist, so muß auch die Ausbildung der Mulde dahin gesetzt werden, und damit auch die Entstehung des Frickinger-Altheimer-Tales, also spätestens in die Zeit zwischen dem Schaffhausener- und dem Singener-Stadium, wie wir oben aus rein morphologischen Beobachtungen schon folgerten. Wir erhalten dann eine Erklärung für die jugendlichen Flußablenkungen, die wir feststellen konnten, und das jugendliche Alter des Frickinger Tobels selbst. Die Einsenkung zwischen Hermannsberg und Großschönach erklärt ferner den östlichen Einbruch der Aach nach Süden.

Es ist augenfällig, wie Tektonik und Morphologie des Gebietes übereinstimmen, so daß man in Zweifel kommt, hat die Tektonik die Form des Singener Gletschers, oder hat dieser die Tektonik bestimmt. Die Gestaltung des Gebietes ist, um einen Heim'schen Ausdruck zu gebrauchen, durchaus „ehrlich“, d. h. sie spiegeln den inneren Bau wieder, und diese Ehrlichkeit ist wieder ein Zeichen großer Jugend.

Der Glaubenszwang in der st. gallischen Kirche des XVII. Jahrhunderts.

Der „Wiedertäufer“ Josef Hochreutiner und Pfarrer Michael Zingg.

Von Dr. E. Schieß, St. Gallen.

Unter den Kirchen- und Religionsfachen aus dem siebzehnten Jahrhundert sind im Register zum Stadtarchiv St. Gallen neben anderem auch „Akta, den Wiedertäufer Joseph Hochreutiner betreffend, 1639“ verzeichnet.¹⁾ Nun ist wohl bekannt, daß um jene Zeit in verschiedenen Gegenden der Schweiz, z. B. im Zürcherischen, ganz besonders aber im Gebiet von Bern, die Wiedertäufer sich wieder stärker bemerkbar machten und daß dort ein langwieriger Kampf gegen sie geführt wurde. Von St. Gallen dagegen ist in den geschichtlichen Darstellungen ähnliches nicht überliefert; man darf daher wohl annehmen, daß die genannten Akten nur auf einen vereinzeltten Fall Bezug haben. Eine nähere Untersuchung, für die auch die gleichzeitigen Protokolle und Missiven herangezogen wurden, bestätigt nicht nur diese Voraussetzung, sondern führt zu dem Resultat, daß Hochreutiner überhaupt nicht als Wiedertäufer im eigentlichen Sinn zu gelten hat. Was sich aus den Akten über seine Geschichte ergibt, ist im Grunde, so schwer es ihn und seine Familie getroffen hat, ein wenig belangreicher Vorfall aus dem Leben der Kleinstadt; nur darum darf dieser einfachen Begebenheit eine gewisse Bedeutung beigemessen werden, weil sie außerordentlich kennzeichnend ist für die damaligen Zustände und für den Geist, von dem weltliche und geistliche Behörden beseelt waren.

Die freiheitliche geistige Bewegung, die ein Jahrhundert früher machtvoll in der Reformation sich entfaltet hatte, war allenthalben längst zum Stillstand gekommen. An Stelle der niedergerissenen Schranken der alten Kirche waren in der neuen andere nicht minder enge und drückende aufgerichtet worden, und uneingedenk des Spruches, daß der Buchstabe töte, der Geist aber lebendig mache, war diese Kirche einem starren Buchstabenglauben verfallen, in dessen strenger Beobachtung und Durchführung sie unterstützt wurde von einer weltlichen Behörde, die, durchdrungen vom Glauben an ihre göttliche Berufung, in bester Meinung ihre Untertanen am Gängelbände führte, und sie, wo nötig, väterlich züchtigte. Wie anderwärts, nicht besser und nicht schlimmer, war es in dieser Hinsicht auch in St. Gallen bestellt. Der an der Spitze des souveränen

¹⁾ Die sämtlichen nachstehenden Mitteilungen zu Grunde liegenden Quellen sind leicht aufzufinden, sodaß auf Beifügung der Belege zu den einzelnen gemachten Angaben verzichtet werden konnte. Außer den Hochreutiner und Zingg betreffenden Akten, die unter den Signaturen Q 1 l und Q 1 h im Stadtarchiv aufbewahrt werden, sind die Ratsprotokolle, Gefangenenprotokolle und Missiven des gleichen Archivs benützt worden, dazu der 1. Band des Schulratsprotokolls im städt. Schularchiv und noch drei Briefe aus Manuskriptenband 94 der Stadtbibliothek.

Staatswesens stehende Rat ließ sich die sorgfältige Ueberwachung der Bürger aufs eifrigste angelegen sein und war darauf bedacht, durch mancherlei Mandate „zur Vermehrung des gemeinen christlichen Kirchgangs, auch wider das „zehrhaft, vertrunken und unmesig Leben, desgleichen auch zu Abschaffung des Tanzens, Spielens und Schwerens und anderer Laster“ sein Möglichstes zu tun. In seinem Bestreben erfreute er sich angelegentlicher Beihilfe von Seiten der Herren Geistlichen, deren das kleine Städtchen von vielleicht 8000 Einwohnern nicht weniger als fünf zählte, ohne gelegentliche Helfer und ohne die in der Regel auch dem geistlichen Stand entnommenen höheren Lehrer an den Stadtschulen. Kam es etwa einmal vor, daß die weltliche Behörde sich lässig zeigte, so durfte sie sicher sein, daß die Geistlichkeit bei der nächsten Synodalversammlung eine lange Liste ihrer Gravamina aufstellte, denen abzuhelfen eine christliche Obrigkeit nicht wohl Anstand nehmen konnte. Den Bürgern war bei der Menge der zu beobachtenden Vorschriften und bei der allseitigen Ueberwachung das Leben wahrlich nicht leicht gemacht. Doch zeigt ein Blick in die Bußen- und Gerichtsbücher, daß der Fülle der Gesetze naturgemäß auch die große Zahl der Uebertretungen entsprach, und offensichtlich nahm man es nicht zu schwer, wenn selbst höchst achtbare Bürger gelegentlich um irgendwelche Verfehlungen gebüßt, ja sogar gefangen gesetzt wurden, wie z. B. der nachmalige Stadtschreiber Sektor Zollikofer im Jahre 1634 sich wegen allerlei Lästerreden gegen die regierenden Herren zu verantworten hatte, ein andres Mal der Rektor der höheren Schule in eine Schlägerei verwickelt war und in einem dritten Fall ein Geistlicher wegen bössartiger Nachrede gegen Bürgermeister Schobinger zur Rechenschaft gezogen wurde.

Weit gravierender als dergleichen Händel erschienen Verstöße gegen die kirchliche Lehre und von den Herren Geistlichen und Gelehrten wurden nicht nur die ihrer Obhut anvertrauten Schäflein scharf überwacht, sondern sie übten auch gegen einander unnachsichtliche Kontrolle, und das geistliche Gewand gewährte keineswegs Schutz gegen Anschuldigungen. Das mußte 1606 der angesehene Rektor Lorhard erfahren, der als Anhänger des Sozinianismus verdächtigt wurde. Ganz besonders aber war man geneigt, auch bei der kleinsten Abweichung von der geltenden Lehre Hinneigung zu der verdammenswerten Sekte der Wiedertäufer zu argwöhnen.

Aus der Reformationschronik, die Johannes Kessler vor seiner Berufung zum Schul- und Kirchendienst der Vaterstadt als ehrfamer Sattler an Feierabenden und Ruhetagen für seine noch unmündigen Söhne abgefaßt, und der er darum den Namen „Sabbata“ gegeben hat, ist bekannt, daß in St. Gallen und Umgebung in den Jahren 1525 und 1526 die Wiedertäufererei besonders starke Verbreitung gefunden hatte und zu zahlreichen ärgerlichen Vorkommnissen führte, daß aber nach der schlimmsten Ausschreitung, dem von Thomas Schugger von Mühleck in religiösem Wahnsinn verübten Brudermord, die Bevölkerung sich von diesem Treiben abwandte und daß, von Schuggers Hinrichtung abgesehen, die Obrigkeit zur Unterdrückung der Bewegung keine härteren Maßnahmen als die Ausweisung in Anwendung bringen mußte. In der Folgezeit

werden Wiedertäufer nur vereinzelt genannt; fast nur alle zehn bis zwanzig Jahre findet sich eine Notiz solcher Art, und dabei bleibt erst noch manchmal fraglich, ob nicht die Bezeichnung unterschiedslos auf alle Leute angewandt wurde, die irgendwie sich der kirchlichen Anordnung nicht fügen wollten, besonders nicht regelmäßig die Predigt besuchten. In einigen Fällen auch sind es Leute von auswärts, so zweimal aus dem Appenzellerland, die als Wiedertäufer bestraft wurden. Jedenfalls ist nicht daran zu denken, daß Anhänger dieser Sekte in größerer Zahl in St. Gallen zu finden gewesen wären. Doch liegen Andeutungen vor, daß in einem Bürgerhaus die verbotene Lehre sich von einer Generation auf die andere vererbte und auch enge Verbindung mit den Glaubensgenossen in Mähren unterhalten wurde. Georg Falk, der nach Angabe der Stammeslogie seine Kinder längere Zeit nicht taufen ließ, wurde 1556 und wieder 1568 mit Ausweisung bedroht, und dem Felix Falk bedeutete im Jahre 1574, als ein Wiedertäufer aus Mähren hier eine Lektion gehalten hatte, der Rat, daß seinem Sohn in Mähren samt dessen Frau das Bürgerrecht aberkannt sei, und man auch dem zweiten Sohn es entziehen werde, falls er nicht baldigst aus Mähren zurückkehre. Walter Zollikofer wurde 1599, weil er der wiedertäuferischen Sekte halber nach Mähren gezogen war, bei seiner Rückkehr mit Haft bestraft, auf das Gelöbniß, „sich hinfüro der Gottesfürchtigkeit zu halten“, aber wieder frei gelassen. Mit einem Täuferbuch, das durch einen Thoma Wilhelm aus dem Bregenzerwald in die Stadt gebracht worden war, beschäftigte sich der Rat im Jahre 1626; im folgenden Februar wurde diesem Mann, für den Fall, daß er Geschäfte halber in St. Gallen durchreiste, das Uebernachten in einem öffentlichen Wirtshaus gestattet, doch durfte er keine religiösen Gespräche führen.

Im gleichen Jahr (1627) wird noch ein Fall erwähnt, der darum merkwürdig ist, weil da der Zusammenhang mit dem Täufern der Reformationszeit sich nicht verkennen läßt. Bei Behandlung einer die Kinder von Daniel Reuscher sel. betreffenden Vermögenssache wurde im Rat mit Bedauern festgestellt, daß sie in Mähren der täuferischen Sekte anhängen. Man wies ihre Verwandten an, ihnen zu schreiben, daß sie von der Sekte ablassen und innerhalb zwei Jahren heimkehren sollten, oder man werde nach der Satzung ihr Vermögen einziehen. Zwei Jahre später wurden in der gleichen Sache die Verwandten wieder beim Rat vorstellig und baten, man möge das Vermögen der beiden Kinder des Daniel Reuscher, die „jetzt albereit vil Jahr und Tag sich im Mehrerland und Sibenburgen bei den Teuffern ufgehalten“, ihnen als den nächsten Erben zuteilen; der Rat ging darauf nicht ein, sondern bestätigte einen früheren Beschluß, daß es dem Stock der armen Leute zufallen solle. Nun lehrt aber eine Urkunde vom Jahre 1534, daß Reuscher oder Rüscher ein Zuname des Geschlechtes Schugger ist, sodaß kaum ein Zweifel bestehen kann an engster verwandtschaftlicher Beziehung dieser Kinder des Daniel Reuscher zu jenem mehr als 80jährigen Greise Hans Schugger, dessen Haus in Mühleck um 1525 ein Sammelplatz der Wiedertäufer und 1526 der Schauplatz der erwähnten Greuelthat war.

Auch für Joseph Hochreutiner, dem wir uns nun zuwenden, könnte ein ähnlicher Zusammenhang vermutet werden, wenn man sich erinnert, daß ein Laurenz Hochreutiner, der wegen Teilnahme an dem ersten Bildersturm in Zürich aus dieser Stadt verwiesen worden war und den Wolfgang Ullman für die Lehre der Wiedertäufer gewonnen hatte, 1524 in St. Gallen in einer von Kellers Lektionen sich gegen die Kindertaufe aussprach. Doch läßt sich eine derartige Beziehung nicht feststellen. Es gab in St. Gallen zwei Geschlechter des Namens Hochreutiner, von denen das eine schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hier ansäßig war, während das andere sich auf einen Dominikus Hochreutiner von Konstanz zurückführte, der etwa zu Anfang des 16. Jahrhunderts das st. gallische Bürgerrecht erworben hatte. Aus welcher der beiden Linien Laurenz, der als Weber bezeichnet wird, stammt, ist nicht sicher bekannt; Hartmann teilt ihn der älteren zu. Von Joseph Hochreutiner dagegen wissen wir, daß er ein Urenkel des Dominikus war und somit dem jüngeren, zu Ende des 18. Jahrhunderts ausgestorbenen Geschlechte angehörte. Schon sein Großvater und Vater, beide Ulrich geheiß, waren Mitglieder der sehr angesehenen Notensteiner Gesellschaft und dürfen darum wohl als Kaufleute gelten. Er selbst war nach Angabe der Stamatologie am 20. März 1604 geboren und soll 1631 die Stelle eines deutschen Schulmeisters erhalten haben.

Die Nachricht wird bestätigt durch das Schulratsprotokoll vom 26. Oktober des Jahres. Danach war der Lehrer der oberen Deutschklasse, Herr Michael Zingg, früher Pfarrer von Sarg, nach etwa 1½jährigem Dienst zurückgetreten, und es wurde nun der bisherige Lehrer der Unterklasse, Franz Müller, über die obere Klasse gesetzt, an seine Stelle aber Herr Joseph Hochreutiner gewählt, als „ein feiner, stiller, gottesfürchtiger Mann, der sich bishero in seinem Dienst loblich, ehrlich und wohl verhalten, auch im Schreiben und Rechnen wohl versiert und fertig seye“. Der Vorgänger sollte ihm „seine Form und Weiß zum Docieren und Lehren der Jugendt, wie er solche bishero gebraucht, nicht verhalten, sondern dieselbe an die Handt geben, zeigen und weisen“; auch wurde ihm auf sein Begehren das Haus, das bisher Zingg innegehabt hatte, „als zur Schul gehörig“ eingeräumt.

Bei den erstmaligen Zensuren, im März und September 1632 wußte man Hochreutiner zu rühmen, „daß er wohl in diese Claß diene, arbeitsam, unverdrossen und verlässlich seye“, ähnlich auch im Mai 1633, wobei ihm besonders Sorgfalt im Schreibunterricht empfohlen und die Mahnung erteilt wurde, „sich dahin zu bemühen und den Knaben die Federen recht in die Handt zu geben, auch bisweilen ihnen die Handt zu führen“. Die Herbstzensur mußte wegen Kriegsgefahr und anderer erheblicher Ursachen unterbleiben; erst im April 1634 fand der Schulrat Zeit, wieder eine solche abzuhalten. Was Hochreutiner betraf, so konnte man, da seine Schüler beim letzten Examen nicht „specialiter examiniert“ worden seien, wegen seines Schuldienstes für diesmal nichts judizieren; dagegen hatte die Behörde wegen anderer bedenklicher Sachen mit ihm ernstlich zu reden.

Das Schulratsprotokoll, das nur unvollkommene Auskunft gewährt, wird ergänzt durch das Gefangenens- und das Ratsprotokoll. Danach war aus An-

laß einer Untersuchung gegen den erwähnten Pfarrer Michael Zingg, der von der orthodoxen Lehre abweichende Ansichten über die Menschheit Christi und die Abstammung der Jungfrau Maria geäußert hatte, auch Hochreutiner in Verdacht geraten, daß er diese Ansichten teile, und da er es nicht rundweg bestritt, ebenfalls in Haft genommen worden. Ueber ein Verhör am 18. März berichtet das Protokoll: „Herr Joseph Hochreutiner. Der bleibt uf seinem hartneckigen Kopf. Deß Zingken opinion betreffende sei ihm ein Geheimnis; er verstande es nit. Allein glaube er das, daß die heilig Jungfrau Maria nit seye aus dem Samen Davidts, sondern von dem Haus Aaron; es seye dann Sach, daß man ihm ein anders erwieße, well er sich gern berichten lassen.“ Die Geistlichen, welchen die Aufgabe übertragen war, Zingg von seinem Irrtum abzubringen, mußten auch ihn besuchen, und in einem neuen Verhör am 25. zeigte sich, daß er „in sich selbst gangen; bekennt seinen Fehler und bittet um Erledigung der Fångenschaft“. Da auch die Befragung seiner Frau nichts ihm Ungünstiges ergab, wurde der Bitte offenbar Folge gegeben. Aber alle Zweifel an Hochreutiners Rechtgläubigkeit waren nicht gehoben.

In den Zeugenaussagen in Zingg's Prozeß waren auch mehrere Büchlein genannt worden, die Hochreutiner besessen oder erworben habe, so eines mit dem Titel „Aurora Sapientiae“ d. h. höchstwahrscheinlich ein Exemplar der ältesten Ausgabe von Jakob Böhners Erstlingschrift, ferner „das Brotkörblin“ und „Der Tempel des Herrn“. Für gefährlich scheint man die Büchlein nicht gerade gehalten zu haben, da nicht weiter nachgeforscht wurde. Immerhin erachtete der Schulrat für angezeigt, von Hochreutiner bei der Zensur im April eine Erklärung darüber zu verlangen, ob er „uf die reine in Gottes Wort wolbegründete helvetische Confession altem loblichen Brauch nach so wohl als andere Præceptores anloben und also den Schuldienst länger versehen wolle“. Er erwiderte darauf, er sei bereit, der Schule weiter zu dienen; aber „so gar ohne Limitation und absque conditione auf die helvetische Confession anzuloben“, sei gegen sein Gewissen; doch sei er erbötig, den Schwur auf die Konfession und den Katechismus, „sofern dieselbige mit dem Wort Gottes übereinstimmen“, zu leisten. Da er trotz des Hinweises auf die üblen Folgen seiner Hartnäckigkeit von seiner „ellenden Meinung“ nicht absteigen wollte, sondern in „seinem opiniatrischen Kopf pertinaciter“ beharrte, erklärte ihm der Schulrat, man könne seinetwegen keine Neuerung im „Anloben“ einführen und kündigte ihm deshalb den Schuldienst; er möge also baldigst das Haus räumen und anderwärts sein Heil versuchen. Man befragte ihn noch, ob Zingg seit seiner Entlassung sich mit ihm unterredet habe; er gab zu, daß es zweimal geschehen sei, verweigerte aber nähere Auskunft mit der Begründung, „wann er den Herren Zingthen und sich mit solcher Bekantnus an die Ar gäbe, würde ihm, Hochreutinern, alßdann jedermänniglich für einen Fantasten und Narren achten“.

So war Hochreutiner mit Verdacht entlassen. Er wandte sich nun anscheinend dem Handel zu; sein Name wird in Gerichtsverhandlungen, Schuldsachen betreffend, in den folgenden Jahren einige Male genannt. Im übrigen vernimmt man nichts über ihn bis zu einer Ratsßizung im Mai 1636, in

der die Gravamina Synodi besprochen wurden. In denselben fand sich neben Beschwerden über vielfältige Entheiligung des Sabbath's, über liederliches Treiben vieler Armen, die ihren Kindern nicht genug zu essen gäben, beim Wein aber sich über die Obrigkeit lustig machten zc., auch die Anklage, daß „Josef Hochreutiner der widertäuferischen Sekt zugetan und bei dem heiligen Tauf seines Kindes nicht erscheinen wöllen“. Der Rat entschied, daß diese Sache „für ein vollkommenen Kirchenrat gewisen sein“ solle. Dessen Protokoll ist nicht erhalten. Die verstreuten Notizen lassen aber den der Klage zu Grunde liegenden Tatbestand erkennen. Am letzten November 1635 war dem Joseph Hochreutiner ein Knäblein geboren worden, das in der nach dem Brauch ohne Zweifel bald vorgenommenen Taufe den Namen Jakob erhielt. Hochreutiner, der, wie der Vorfall mit Zingg zeigt, sich offenbar gern mit religiösen Fragen befaßte und zu einem eigenen Urteil über sie zu gelangen bemüht war, scheint aus Anlaß der bevorstehenden Taufe auch die Frage, ob die Kindertaufe in der heiligen Schrift begründet sei, in Erwägung gezogen, seinen Bedenken, als die Taufe stattfinden sollte, Ausdruck gegeben und sich von der kirchlichen Handlung ferngehalten zu haben. Das erregte natürlich schweren Anstoß und gab Anlaß zu der Beschwerde der Synode.

Die erste Vorladung vor den Kirchenrat führte zu keinem Resultat. Am 25. Mai kam die Sache wieder im Rat zur Sprache. Das Protokoll vermerkt darüber: „Der Lezkopff Josef Hochreutiner ist wieder für den Kirchenrat gewisen und ihme bei seinem burgerlichen Lidt uferlegt worden, den Geistlichen daselbst Red und Antwort zu geben“. Aber er wollte nichts davon hören, denn ein Zusatz besagt: „Nota! Als ihme dieses eröffnet worden, hat er hinder den Schranken truzenlich geredt, er nemme diesen Lidt nit an, protestiere darwider; es sei kein politische, sondern ein geistliche Sach. Man hab ihme darinnen nichts zu gebieten; protestiere darwider. Auff solches ist er gfeulich erkennt worden. Aber er war schon die Stägen darnieder und sich auß dem Staub gemacht.“

Etwa fünf Vierteljahre blieb Hochreutiner der Vaterstadt fern. Als er dann Ende August 1637 sich wieder in St. Gallen zeigte, ließ ihn der Rat vorladen, und da er, über seine Flucht und alles Vergangene zur Rede gesetzt, „wider alles Verhoffen uff seiner alten Lyren geblieben“, setzte man ihn gefangen. Als ihn folgenden Tags die Verordneten verhörten, hat er nach dem Protokoll „sich soweit herausgelassen, daß er einmal des Glaubens und gelicher Meinung seye, daß die Widerteufer in dem Fall rechter dran seien, wenn sie die Kinder erst taufen, wenn sie zu ihrem Verstand kommen, weder wir, die es in der Kindheit taufen lassen.“ Es zeigte sich nun auch, daß eine Aeußerung, die der Prediger Hofmann getan, ihn veranlaßt hatte, der Taufe seines Kindes fern zu bleiben. „Denn,“ erklärte er, „wenn es so sei, wie Herr Christoffel gepredigt, daß, welcher dasjenige nicht halte, was er im Tauf verspreche, mainaidig werde,“ so trägen die Väter Schuld an des Kindes Meineid. Die Verordneten beschloffen am 1. September, daß die Gelehrten ihm mit aller Sanftmut zusprechen und seine Irrtümer widerlegen sollten. Außerdem verhörten

sie den Schulmeister Greuter im Spital, der wegen Verkehrs mit Hochreutiner auch verdächtig war; er rechtfertigte sich aber, er habe allerdings „den Wandel zu ihm ghebt, doch nicht daß er mit ihm stimme, sondern daß er ihn von seinem Irrtumb abmahnte“.

Die wohlgemeinten Bemühungen der Vertreter der weltlichen und geistlichen Behörden, den Verirrten auf den rechten Weg zurückzubringen, fanden aber nicht die gebührende Aufnahme. Vielmehr wollte Hochreutiner nach den ersten Versuchen nicht weiter auf mündliche Erörterungen eingehen, sondern verlangte, daß schriftlich mit ihm verhandelt werde. In einem erhaltenen eigenhändigen Schriftstück begründet er dieses Begehren damit, daß er nicht nur „im Disputieren und Subtiligkeit“, sondern auch in der Kenntniß der Bibelstellen den Gelehrten nicht gewachsen sei, zum Auffuchen der letzteren besondere Hilfsmittel nötig habe und ihre richtige Auslegung nach dem Zusammenhang mit Muße überlegen müsse, auch in der Kunst der Syllogismi oder Schlußreden ungeübt sei. Trotz seiner Bitten habe man ihm schriftliche Verhandlung nicht zugestehen wollen, und doch sei sie notwendig, nicht nur seines schwachen Gedächtnisses wegen, sondern auch damit er später unbegründeten Argwohn abweisen und seine Ehre, „welliche mir billich nächst Gott das höchste Kleinoth ist“, schützen könne, zumal wenn nach der Drohung des Dekans man ihn aus der Vaterstadt verstoßen sollte. Werde seine Bitte nicht gewährt, so erkläre er, „daß ich dißmahls mündlich in dieser Sachen weder mit diesen zweyen noch anderen hiesigen Predigern nit will zu schaffen haben, sondern verbleib Gott zu Ehren auff meiner Meinung“.

Der Rat beschloß daraufhin am 12. September, Hochreutiners Frau und nochmals ihn selbst durch die Verordneten einem Verhör zu unterziehen, was am folgenden Tage geschah. Aus den Aussagen der Frau ergab sich nichts für den Gefangenen oder für den Spitalschulmeister Belastendes. Ihr Mann habe mit niemand über diese Sache gesprochen und ihres Wissens seine Meinung aus der Chronik des Sebastian Frank geschöpft, in der stehe, daß „der Punkt von dem Kindertauf nit gruntlich zu erweisen“. Er selbst erwiderte auf ihm gemachte Vorhalte, wenn man ihm seine Zweifel benehme, wolle er tun, was recht sei. Bis dahin aber halte er fest an seiner Meinung, die er nicht von den Wiedertäufern übernommen, denn nie habe er mit einem darüber geredet, sondern aus der heiligen Schrift geschöpft habe; „durch Lesung“ sei er „darhinder kommen“. Von der Sekte kenne er niemand, und was die Sazung betreffe, so fehle er nicht gegen sie, da er sich belehren lassen wolle.

Da der Rat das Begehren um schriftliche Verhandlung abwies, mußte Hochreutiner schließlich einwilligen, mit dem einen der Geistlichen (den andern lehnte er ab) sich zu „ersprachen und zusehen, wie weit er kommen möge“, wobei er sich aber die schriftliche Verhandlung nochmals vorbehielt. Von diesem Zugeständniß befriedigt, zeigte der Rat, obwohl er wegen mehrfacher respektwidriger Aeußerungen Grund gehabt hätte, ihn fühlen zu lassen, „wieweit sich er oberkeitlicher Gewalt gegen dergleichen Lätzköpfen ¹⁾ erstrecke“, sich geneigt,

¹⁾ „läz“ = verkehrt

darüber hinwegzusehen und ihn auf freien Fuß zu setzen gegen Beschwörung einer Urfehde, daß er bis zum Austrag der Sache die Stadt nicht verlassen und auf Verlangen des Predigers jederzeit zur Belehrung stellen werde. Dem Einwand, daß die Urfehde Hochreutiner in seinen Geschäften behindere, wurde begegnet durch die Erläuterung, daß er für Geschäftsreisen die Erlaubnis des Bürgermeisters einzuholen und sich auf die von diesem bestimmte Zeit wieder einzufinden habe. Dagegen hatte er nichts mehr einzuwenden, und wurde nun am 21. September, nachdem er den Schwur geleistet hatte, entlassen.

Man wird annehmen dürfen, daß Pfarrer Hofmann während der nächsten Wochen sich redlich bemühte, der ihm übertragenen Aufgabe gerecht zu werden. Aus einem Bericht, den er Ende November den Verordneten abstattete, ergab sich aber, daß Hochreutiner „noch immerdar uf seiner Meinung als ein verstockter, verkehrter Mensch“ verharre und daß kein Zureden etwas nütze. Auch von dem Rat, von dem er am 7. Dezember in Gegenwart der drei ältesten Geistlichen nochmals zur Rede gestellt wurde, blieb er dabei und ließ sich zu höchstem Mißfallen sogar „vermessentlich vernehmen, daß ein weltliche Obrigkeit in Gewissens- und Religionsachen weder ihm noch anderen nichts zu gebieten habe, und ob schon sie einem etwas darinnen wellten gebieten und ers nit thäte, halte er darfür, er thät kein Sünd, wann ers schon nit thäte, und machte er ihm kein Gewissen daraus“. So beschloß denn der Rat, ehe man nach der Sitzung vorgehe, „die von ihren Altvorderen vor mehr denn hundert Jahren eben von dergleichen Lätzköpfen wegen wolbedächtlich gemacht“, noch ein Letztes zu versuchen und ihm zur Besinnung bis Lichtmeß Frist zu gewähren; wollte er dann noch immer nicht von seinem Irrtum absteigen, so sollte er vor Kleinen und Großen Rat gestellt und da nach der Sitzung mit ihm verfahren werden.

Da aber trotz Ablauf der Frist in der Sache nichts geschah, nahm sich die Frühjahrssynode wieder ihrer an und erhob Einsprache dagegen, daß der verstockte Wiedertäufer noch frei in der Stadt wandeln dürfe. Der Rat beschloß deshalb am 14. April, Hochreutiners Sache „an ein Ort zumachen“, d. h. zu Ende zu bringen, lud ihn am 29. nochmals vor und ließ ihm, da er trotz des Hinweises auf die Folgen, verstockt blieb, damit nicht andere Bürger mit dieser halsstarrigen „verdammlichen Sekt“ infiziert würden, die gegen die Wiedertäufer aufgestellte Sitzung verlesen und verlangte von ihm, daß er schwöre, gemäß ihrem Wortlaut innerhalb acht Tagen aus Stadt und Gerichten zu ziehen und ohne Erlaubnis des Bürgermeisters nicht mehr dareinzukommen. Als er dies verweigerte und Einsprache dagegen erhob, daß er „als ein alter Burger sein Vaterland meiden und ausschwören sollte“, nahm man ihn wieder in Haft. Er sah aber bald ein, daß aller Widerspruch vergeblich sei, und erklärte deshalb, dem Gebot nachkommen zu wollen; nur bitte er um Frist zur Regelung von Familienangelegenheiten und um einen ehrlichen Abschied. Am 10. Mai beschwor er, aus der Haft entlassen, sowohl eine Urfehde wegen seiner Gefangenschaft wie den Eid, mit dem er das Bürgerrecht aufgabte. Zur Ordnung seiner Geschäfte und als letzte Bedenkfrist waren ihm acht Tage vergönnt. Auch ein ehrlicher Abschied sollte ihm erteilt werden. Er begehrte, daß zwei im Konzept

enthaltene Punkte, daß man „alle Mittel mit ihm versucht“, während doch die schriftliche Verhandlung verweigert worden sei, und daß er „einen Herren und den Herren Predicanten schmähslich zugeredt“, ausgelassen würden. Aber der Rat ließ es bei dem schon besiegelten angeblichen Konzept bewenden und gab dabei seinem Befremden Ausdruck, daß Hochreutiner „so gar nit könne erkennen, wie gut es meine Herren und die Prediger, die nichts anders denn sein zeitliche und ewige Wohlfahrt gesucht, mit ihme gemeint, ja alle ersprießliche Mittel mit ihme fürgenommen, damit man ihne von seinem verdammlichen Irrtumb abbringen und, wie gemeldt, ihm Leib und Seel erhalten möge“.

Weltliche und geistliche Behörde atmeten gewiß befriedigt auf, als so der leidige Handel endlich zum Abschluß gekommen war. Man hatte ja ein reines Gewissen und durfte sich rühmen, diesem halsstarrigen Läßkopf gegenüber christliche Langmut bis zum Aeußersten geübt zu haben. Nicht einem einzigen der Herren scheint ein Zweifel aufgestiegen zu sein, ob nicht vielleicht einem redlichen Menschen und guten Christen bitteres Unrecht geschehen sei. Seine Schuld, die Verstocktheit, womit er der verdammlichen, wiedertäuferischen Sekte anhing, war ja sonnenklar erwiesen.

Lägen uns nur mehr die amtlichen Protokolle vor, so könnte man tatsächlich sich fragen, ob nicht Hochreutiner mit Recht als Wiedertäufer bezeichnet werden und insofern das Vorgehen der Behörde in Anbetracht der damals geltenden Anschauungen entschuldbar sei. Bei den Akten liegt aber noch ein kleines Heft, das auf der Rückseite den Vermerk „Joseph Hochreutiners Oponion“ trägt und wirklich, wie die erhaltenen Briefe zeigen, von seiner Hand geschrieben ist. Die Ueberschrift auf der ersten Seite lautet: „Der wahr christenlich Glaub“, und das Heft erweist sich als ein Glaubensbekenntnis, von dem, da es bei den Akten liegt, mit Sicherheit angenommen werden darf, daß es zum mindesten den Herren Gelehrten zu Gesicht gekommen ist. Ob Hochreutiner dieses Bekenntnis aus sich selbst verfaßt oder es, was wahrscheinlicher sein dürfte, aus Büchlein der früher genannten Art zusammengeschrieben hat, tut wenig zur Sache; jedenfalls war in dem Heft seine Auffassung vom christlichen Glauben niedergelegt.

Ausgehend von dem Satze „Wo vil Gesas sein, da ist auch viel Uebertretung“, zeigt der Verfasser, daß in Wahrheit nur eines Not tue, nämlich Gottes Wort hören. Dieses Hören sei mehr innerlich als äußerlich. „Denn wer Gott nicht zuvor innerlich zu seinem Herzen hat, der hört sein Lebenlang die äußerlich auch gesandten Zeugen Gottes vergebens“. Es wird dann dargelegt, wie dieses innere Hören zu verstehen und welches seine Wirkung sei. Von wiedertäuferischem Wesen ist in dieser Erörterung nichts zu finden; weit eher ist darin eine mystisch-pietistische Auffassung des Verhältnisses des Menschen zu Gott zum Ausdruck gebracht. Nach Besprechung der einzelnen Stücke des Glaubens heißt es da: „Summa, es hanget also aneinander: Wer eins hat, hat sie alle. Wer Gottes Gebott helt, der liebt; wer liebt, der glaubt, der erkennt Gott; wer Gott kennt, der hofft; wer hofft, der feyret und helt still; wer Gott still helt, der hat Gott und seine Gnadt. Ein sölich unauflöslich Ketten ist die Gottseligkeit und alle Tugent, das, wer an einem schuldig wirt,

der andern gefällt hat. Widerumb ist nit möglich, wer eins under diesen Stücken ergreift, daß ers nit allzemaal hab“. Auch was von Taufe und Abendmahl gesagt wird, deutet nicht auf wiedertäuferische Gesinnung. Doch sind die Zeremonien dem Verfasser des Bekenntnisses nur Symbole der Stücke des Glaubens, und nicht auf die äußerliche Zeremonie kommt es an, sondern auf „ihr Bedeutenuß“. So bedeutet die Taufe nichts dann das abgestorben mit Christo in Gott vergraben Leben und den rechten Sabbath“.

Mehr Anstoß als diese dem Verständniß der Prediger freilich fernliegende Auffassung dürften aber andere Stellen der Schrift erregt haben, wo dagegen geeifert wird, daß man jetzt den Glauben „mit so weitschweifigen Auslegungen“ ausbreite „daß wir schier über Mosen und der Juden Salmuth sein“, und ein solches Geschwätz mache und Gewissen und Glauben mit soviel unnützen Fragen beschwere, „daß der gemein Man, verwirrt, nit weißt, wo er drin ist, und vom Reich Gottes nur wirt aufgehalten“, oder wenn gesagt wird: „Aber jetzt ist bei villen eine solche Kunst umb die Schrift und Evangelium worden, daß es keiner versteht, denn er künde vier oder fünf Zungen“.

Solche Geringschätzung der theologischen Gelehrsamkeit war nicht dazu angetan, die Herren milde zu stimmen gegen den Lästkopf, und die Hartnäckigkeit, mit der er ihren Belehrungen sich verschloß, mußte sie um so mehr erbittern, als er ja in der eigentlichen Streitfrage mit der Bibel nicht zu widerlegen war. Trotz allem aber hätten die Prediger sich der Erkenntnis, daß sie nicht einen verbohrten Wiedertäufer vor sich hatten, sondern einen Mann, dem es um die Wahrheit zu tun war, nicht verschließen und nicht das zufällige Zusammentreffen seines Strupels mit dem Widerstand der Täufer gegen die Kindertaufe benützen sollen, um ein Glied aus ihrer Gemeinde auszustoßen, dem mehr als hundert andern die Religion Herzenssache war und das mit bitterem Ernste darnach rang, sich zur Wahrheit durchzufinden. Schon die Art, wie Hochreutiner im Verhör sich über die Wiedertäufer äußerte, besagte deutlich, daß er sich nicht zu ihnen rechne. Statt aber dies anzuerkennen und durch verständiges Zureden ihn mit dem bestehenden Kirchenbrauch auszusöhnen, ließen sich die Herren in einen ungleichen Kampf mit ihm ein, und als er mit gutem Grund sich nicht besiegt erklären wollte, stempelte man ihn zum Wiedertäufer, gegen den die Strafe der Verweisung anzuwenden sei, die in der Reformationszeit, verglichen mit den anderwärts ergriffenen Maßnahmen, als gelind hatte gelten können, unter den durchaus veränderten Verhältnissen aber eine unnötige, grausame Härte bedeutete. Nicht aber das Abweichen von der kirchlichen Lehre war es, worin Hochreutiners eigentliches Verbrechen bestand, das weder die weltliche noch die geistliche Behörde ihm verzieh, sondern die Vermessenheit, daß er nicht blindlings ihrer höheren Einsicht sich unterwarf, vielmehr eine eigene Ansicht zu hegen und dem Zwang entgegenzutreten wagte. Dieser Geist der Widersetzlichkeit und Unbotmäßigkeit mußte unterdrückt und die Autorität der Behörden geschützt werden.

Noch vor Ende Mai 1638 dürfte der Ausgewiesene Abschied von Weib und Kindern genommen und der Vaterstadt für immer Lebewohl gesagt haben.

Gewiß nicht leichten Herzens, doch unverzagt, wie es seinem tatkräftigen Wesen entsprach, zog er hinaus in die Fremde, wo er schon in den beiden letzten Jahren Verbindungen angeknüpft haben mochte. Es scheint, daß sie ihn nach Osten wiesen; in dem noch zu erwähnenden Schreiben an den Bürgermeister von Lindau führt er später selbst an, daß er nach Ungarn gekommen sei und wieder dahin ziehen wolle. In St. Gallen vernahm man mehr als ein Jahr lang nichts von ihm und meinte wohl, vor dem Störefried für immer Ruhe zu haben. Da verbreitete sich eines Tages das Gerücht, daß Hochreutiners vierjähriges Knäblein, bei dessen Taufe der Vater durch sein Fernbleiben Aergernis gegeben hatte, verschwunden und die Mutter, die es ihrem Gatten zugeführt habe, deshalb in Haft sei. Tatsächlich verhielt es sich so. Hochreutiner war unvermutet wieder ins Land gekommen und hatte am 16. Juli 1639 von Thal aus durch einen Geschäftsfreund, den er in Verona kennen gelernt, seiner Frau ein Brieflein zustellen lassen, daß er abends, wenn die Stadttore geschlossen seien, nach dem zum Gebiet der Abtei gehörigen Vorort St. Fiden kommen und da übernachten wolle. Dort möge sie am nächsten Tag in aller Frühe ihn auffuchen und „Jacoblin sampt dem baren Belt, und was du an Silbergeschmeidt gedenkst mitzunehmen, auch dem Eisenlädlin, benebst den grauen Hosen und einem frischen Hemd und Kragen“ mitbringen. Die Frau, eine geborene Studach von Altstätten, die ihrem Gatten nicht nur treu ergeben, sondern auch in mutigem Wesen verwandt war, kam der Weisung nach und kehrte darauf in die Stadt zurück, wo sie, wegen des Kindes befragt, furchtlos die Wahrheit bekannte und deshalb auf dem Rathaus gefangen gesetzt wurde.

Man hatte ihr nämlich in Abwesenheit des Gatten die Verpflichtung auferlegt, sich nicht aus Stadt und Gerichten zu entfernen, über die Kinder, außer dem Knaben eine ältere und eine erst acht Monate alte Tochter, und über deren Vermögen Bögte eingesezt. Beim Verhör am 9. Juli gestand sie alles offen zu und verwahrte sich gegen den Vorwurf, daß sie dem Arrest zuwider Sachen aus dem Haus getragen habe; der Arrest erstreckte sich nur auf ihre Person. Befragt, ob sie ihrem Manne nachziehen wolle, erwiderte sie, ja, wenn er einen festen Wohnsitz habe und sich erhalten könne; sie hatte sich also darüber mit ihm noch nicht verständigen können.

Aus Briefen, die Hochreutiner seiner Frau trotz der Haft zustellen zu lassen wußte, sind wir über den weiteren Verlauf orientiert. Er hatte sich ins Vorarlbergische begeben und teilte ihr am 12. Juli aus Fuzach mit, diesen Morgen seien der dortige Amman und Schreiber zu ihm gekommen mit dem Boten Brugger von St. Gallen. Derselbe habe namens der Obrigkeit die Auslieferung des Kindes verlangt, da die Mutter seine Rückgabe wünsche, habe aber, zur Rede gestellt, zugeben müssen, daß ihm nicht von der Frau selbst befohlen worden sei, das zu sagen, sondern von der Behörde. Darauf habe er erklärt, er könne nicht glauben, daß seine Frau entgegen ihrer Abrede das Begehren gestellt haben sollte und habe seiner Entrüstung Ausdruck gegeben, daß man sie feinetwegen gefangen halte. Was die Forderung der Obrigkeit betreffe, so habe diese ihn widerrechtlich des Bürgerrechts entsezt und habe somit ihm nichts mehr zu ge-

bieten. Er sei hier in einem öffentlichen Wirtshaus unter einer guten Obrigkeit, die ihm ebensowohl wie der Gegenpartei Gehör schenken und es ihm nicht verargen werde, daß er, selbst verstoßen, sein Fleisch und Blut mit sich nehmen wolle. Er begehre den Knaben selber zu erziehen, wolle ihn nicht in St. Gallen verdingen und aus bestimmten Gründen auch nicht im Spital versorgt wissen. Im übrigen erwidert Hochreutiner in dem Brief auf Bemerkungen, die seine Frau in einem nicht erhaltenen Schreiben gemacht hatte, und fordert sie auf, sich nicht „mit lehren Trösten“ hinhalten zu lassen. Ueber den Entscheid des Gerichtes in Fufach ist zum Schluß beigefügt, der Knabe sei jetzt „alhie mit zwen Menner verwahrt“. Der Vater hatte freien Wandel, wollte sich aber nicht „von dem Buben“ trennen.

Ein am gleichen Tag (12. Juli) vorgenommenes nochmaliges Verhör der Barbara Hochreutiner hatte nichts neues ergeben. Als nun der Bote ohne das Kind zurückkehrte, machte man einen zweiten Versuch, dessen Herausgabe zu erzwingen; er scheiterte jedoch an der Gewissenhaftigkeit des Ammanns in Fufach, der nicht ohne Vorwissen seiner Oberbehörde handeln wollte. Von dieser wurden Hochreutiner und der in St. Gallen eingesetzte Vogt seiner Kinder, Sebastian Straub, auf den 14. Juli nach Feldkirch vorgeladen. Nach Anhörung der Parteien entschied das Gericht: „Weilen besagter Hochreuthiner sambt seinem Sohn under die römisch kaiserliche Majestät in das Ungerland zu ziehen Vorhabens, deswegen nit zu verantworten were, ihme sein Kindt, so sein eigen Flaish und Bluet ist, vorzuenthaltten, also solle mergedachter Hochreithiner das Kindt bei sich behalten, aber unverlangt aus diesem Landt hinwegziehen“. Hochreutiner ersuchte darauf den Vogt, die Obrigkeit zu St. Gallen in seinem Namen darum zu bitten, daß sie ihm die Frau samt dem kleinen Kind und dem, was sie für die Reise bedürfe, folgen lasse; verweigere man das, so könnte er „verursacht werden, im Hinunderraißen an die röm. kaiserliche Majestätt, als under welliche zu ziehen willens bin, zue supplicieren“. Er begab sich nun nach Lindau und erstattete am 16. von da aus seiner Frau Bericht über alles mit dem Beifügen, da der Oberst in Lindau niemanden längeren Aufenthalt als für drei Tage gestatte, werde er einen Ort in der Nähe auffuchen, wo der Knabe im Wirtshaus mit den Kindern mehr Kurzweil habe; sie möge ihm aber Nachricht nach Lindau an die Pflegerin im Wirtshaus „zur der guldin Ganß“ senden, und solle, falls man ihr „das Burgerrecht auf den Ruggen gebe“, auf Erteilung eines ehrlichen Abschieds bestehen.

Am 19. Juli gab die noch immer in Haft befindliche Barbara Hochreutiner die Erklärung ab, daß sie ihrem Mann nachziehen wolle und deshalb um das kleine Kind und um ihre Freilassung bitte. Der Rat war aber nicht gesonnen, dem Verlangen der Eheleute nachzugeben, sondern richtete durch den Nürnberger Boten Kaspar Nef an die Obrigkeit in Lindau das Gesuch, den Knaben dem Vater abzufordern und in Lindau zu verdingen. Hochreutiner mußte wirklich ihn ausliefern, beehrte aber, daß ihm ein Arrest auf das Kind erteilt und mit Rücksicht auf das in Feldkirch ergangene Urteil ihm rechtliche Verhandlung gewährt werde. Zu dem Rechtstag, der ihm und dem inzwischen von St. Gallen

wieder abgeschickten Boten Brugger auf den 22. Juli angefetzt war, konnte er nicht persönlich erscheinen, da ihm der Lindauer Kommandant das Betreten der Stadt verboten hatte, und ersuchte deshalb den Bürgermeister Amadeus Eckoldt, dem er schon vorher den Fall dargelegt hatte, seine Sache vorzubringen. In seinem Schreiben an den Bürgermeister bat er unter Berufung auf das Urteil eines unparteiischen Gerichtes, ihn bei demselben zu schützen und ihn seines Weges ziehen zu lassen samt seinem Kinde. Durch dessen Entziehung würden die Eltern nicht nur schwer gekränkt, sondern infolge der Hinhaltung in ihrem Erwerb geschädigt und, falls die Frau sich nicht von den Kindern trennen könnte, in anstößiger Weise geschieden, wozu man nicht Anlaß geben möge. Den Knaben wolle er nebst den andern Kindern mit der Mutter selbst erziehen und einen Beruf erlernen lassen, wozu er gute Mittel habe. Daß er zu den Wiedertäufern ziehen wolle, sei nicht richtig; vielmehr sei er „gegen dem Ungerlandt zogen und darinnen ankommen, ehmalen ich gewüßt, daß einiger Wiedertäufer sich darinnen befünde“. Sollte ihm gegen Erwarten das Kind nicht zugesprochen werden, so bitte er, doch den Arrest nicht aufzuheben und es nicht aus der Stadt zu lassen, sondern er wolle es selbst versorgen. Doch die Obrigkeit entschied gegen ihn: Da die Frau ordentlich bevogtet sei und der Vater als Verwiesener das Knäblein ohne Vorwissen der Bögte entführt habe, sei es der Behörde in St. Gallen gegen Kaution für alle Kosten und Angelegenheiten auszuliefern, der Vater aber aus dem Gebiet der Stadt zu verweisen. Davon wurde der Nachbarbehörde, von der inzwischen schon zwei neue Schreiben eingegangen waren, Kenntniß gegeben und die Erwartung ausgesprochen, daß die Kaution zugesagt werde, damit man „dieses allem Anschein nach unruhigen Kopfes halben, welcher hierunder allerlei zu tentieren sich unterstehen möchte, genugsam affecuriert“ werde.

Am gleichen Tag wurde in St. Gallen die Gefangene wieder einmal inquiriert wegen eines angeblich verschwundenen Kästleins. Sie erklärte bei diesem Verhör, daß sie, wenn ihr das kleine Kind verweigert werde, in St. Gallen bleiben wolle. Die sonst so tapfere Frau hatte offenbar den Mut verloren und war bereit, alles über sich ergehen zu lassen. In einem Brieflein aus diesen Tagen spricht sie ihrem Ehemann zu, das Kind zu übergeben, da man sonst sie nicht freilasse. „Gott weiß es wohl anderst zu machen, was ihm gefaldt.“ Da er aber es diesmal so wolle, möge sich ihr Gatte darein schicken, „denn du siehst wol, das die Oberkeitten zuosamen setzend; so muost dich es wol bedenken; dann die Oberkeitten einanderen nit lassend.“ Sollte deshalb in der Sache ihm etwas zustoßen, so wäre ihr das weit ärger. Gott könne, wenn es sein Wille sei, sie wohl wieder vereinigen. Gleichwohl erklärt sie zum Schluß: „Ich will dir trüw Ehwib sein bis in Doff, wie ich dir versprochen hab.“

Der in Lindau getroffene Entscheid befriedigte die Obrigkeit in St. Gallen keineswegs; weder sie noch die „Freundschaft“ wollte die geforderte Kaution übernehmen. Schon war ein Beschluß erfolgt, die Sache dem „hochvernünftigen Gutbedünken“ des Lindauer Rates anheimzustellen. Da scheint noch im letzten Moment einer der Herren auf den Ausweg verfallen zu sein, daß sie einen

Arrest auf das umstrittene Kind legen wollten, und nun zeigte sich, daß Hochreutiners Frau die Behörden richtig beurteilte. Die Lindauer waren schwach genug, am 25. Juli zu erklären, obwohl es sonst bei ihnen nicht Brauch sei, Fremden gegen Fremde einen Arrest zu bewilligen, habe man in diesem Fall „Euer Fürsichtigkeit zunachbarlichen Ehren“ sich dazu verstanden. Von der Kaution aber, die in Arrestsachen selbst von ihren eigenen Bürgern gefordert werde, könne man nicht absehen; ohne solche müßte die Sache wieder in den vorigen Stand zurückversetzt werden.

Der Rat in St. Gallen befand sich also in der gleichen Verlegenheit wie vorher. In dieser Not beschloß er, von der gedrückten Stimmung der Barbara Hochreutiner, die ihm nicht verborgen geblieben war, Nutzen zu ziehen und zu versuchen, ob nicht sie ihren Mann zum Einlenken bestimmen könne. Nachdem sie dem Bürgermeister „bei ihrer weiblichen Treue“ gelobt hatte, sich innerhalb acht Tagen wieder zu stellen, wurde sie am 28. Juli wieder aus der Haft entlassen und machte sich, von dem Boten Brugger begleitet und mit Wegzehrung versehen, auf den Weg zu ihrem Gatten.

Aber Hochreutiner dachte nicht an Nachgeben. Am 9. August stand die Frau wieder vor dem Rat und berichtete, daß er „das Büblin nit lassen, sondern einmal haben wolle“. All ihr Unhalten sei vergeblich gewesen; ja sie habe versprechen müssen, wieder zu ihrem Mann zu kommen, und müsse gestehen, daß sie ihn nicht lassen könne. Nur bitte sie demütig, daß man ihr das Bürgerrecht nicht nehme. Man ließ sie geloben, sich bis zu Austrag der Sache nicht aus dem Rathaus zu entfernen, und beschloß, daß die beiden Kinder in St. Gallen ihr weggenommen und an einem guten Ort versorgt, wegen des Knäbleins in Lindau aber 200 Reichstaler als Kaution angeboten werden sollten. Das geschah noch gleichen Tags, wurde aber nicht angenommen. Die Lindauer erklärten, sie könnten eine solche Neuerung, daß die Schadloshaltung in Arrestfällen limitiert würde, nicht einführen und drangen auf baldige endgültige Beschlussfassung, da der Vater des Knäbleins sich über die lange Hinhaltung und die verursachten Kosten heftig beschwere.

So nahm gegen alle Erwartung, dank dem starren Formulismus der Behörde in Lindau und der kleinlichen Gesinnung des Rates von St. Gallen, der nicht unbeschränkte Kaution leisten wollte, in letzter Stunde die Sache eine Wendung zu Hochreutiners Gunsten. Seine Hartnäckigkeit trug den Sieg davon; vielleicht hatte auch die Drohung, daß er nötigenfalls den Kaiser anrufen werde, den Rat bedenklich gemacht. Als Hochreutiner am 19. August wieder in Lindau ein Besuch um Bescheid vorbringen ließ, hatte die Behörde eine Erklärung in Händen, wonach die St. Galler den angelegten Arrest zurückzogen. Aber noch sollte der Vater davon nichts erfahren. Man trug, wie Bürgermeister Eckoldt am folgenden Tag seinem Amtsbruder über dem See zu wissen tat, in Hinsicht auf Hochreutiner Bedenken, „sowohl eines ehrsamten Rats löblicher Stadt St. Gallen Relaxation ihme zu eröffnen, als auch das arme unschuldige Christenkind liberament folgen zu lassen“, und sandte ihm vielmehr eine Verfügung zu, daß er des Kindes wegen sich an den Kaiser wenden solle;

auf eine Anordnung von dessen Seite werde man ihm den Knaben ausliefern; inzwischen habe er ihn in Lindau bei Bürgerleuten zu verdingen und für die Kosten Kaution zu leisten. Er selbst aber solle sich nun von dannen begeben.

Wieder einige Tage später, am 23. August, wurde Barbara Hochreutiner in St. Gallen zum letzten Mal vor den Rat geführt. Nachdem sie Urfehde geschworen hatte, erfolgte ihre Freilassung mit dem Bedeuten: man habe großes Mißfallen daran, daß sie „sich so übel besinnet und mit höchster Bekümmernus und Bedauern ihrer Mutter, Freundschaft und Vögten begehre, ihre Kinder zu verlassen und ihrem elenden, verwirrten Mann, da sie doch nicht wisse wohin, nachzulaufen.“ Aus Mitleid wolle man ihrer Bitte, sie nicht des Bürgerrechtes zu entsetzen, willfahren, lege ihr aber „bei ihren weiblichen Treuen“ auf, die beiden Töchter jest und in Zukunft in St. Gallen zu lassen und nichts mitzunehmen, als was die Vögte ihr „uf Zehrung“ oder sonst gutwillig gäben.

Der fromme Glaube, daß es so Gottes Wille sei, mag der geprüften Frau, als sie nach mehrwöchiger Haft endlich auf freien Fuß gesetzt wurde, die schmerzliche Trennung von ihren Töchtern erleichtert haben. Sie zog nun ihrem Manne nach, und als sie ihn gefunden hatte, richteten die Eltern an den Rat von Lindau ein neues Gesuch um Aushändigung ihres Knaben. Dabei konnten sie sich darauf berufen, daß der Mutter in St. Gallen gesagt worden war, der Arrest sei aufgehoben; auch gaben sie die Zusicherung, das Kind „nicht in die Wiedertäufersekt zu verstecken, sondern an einem evangelischen Ort zue auferziehen“. So war der Behörde auch der letzte Einwand benommen. Sie ließ nun das Büblein seinen Eltern übergeben, und nachdem Hochreutiner das Kostgeld beglichen, auch den Ratsdiener für seine Bemühung entschädigt, in die Kanzlei dagegen, die doch auch „mehrmalen bemüht gewesen“, nichts gegeben hatte, zog am 20. August die Familie von Lindau weg in der Richtung gegen Augsburg. Bürgermeister Eckoldt, der dem Dr. Schobinger in St. Gallen von diesen Vorgängen Mitteilung machte, schloß seinen Bericht mit dem frommen Wunsch: „Gebe Gott, daß dieser Mann zu wahrer Erkenntnus gelangen möge“. Auch ihm war es so wenig wie den gestrengen und gelehrten Herren von St. Gallen gegeben, sich von dem Vorurteil freizumachen und zu erkennen, wes Geistes Kind in dem vermeintlichen Wiedertäufer vor ihm gestanden war.

Ob Hochreutiner die kundgegebene Absicht, nach Ungarn zu ziehen, nun ausführte oder auf dem Wege dahin schon jest sich in Wien festsetzte, ist nicht bekannt. Nach der Angabe der Stamatologie hatte er später dort seinen Wohnsitz und fand also unter einem katholischen Landesherrn die Duldung, welche die evangelischen Behörden der Vaterstadt ihm versagt hatten. Nach einem jedenfalls dem Handel gewidmeten Leben starb er 1652 in Wien, ohne die Heimat wiedergesehen zu haben. Der einfache Mann aus dem Volke war nach allem, was über ihn bekannt ist, eine eigenartige Persönlichkeit. Religiöser Sinn, der selbst zu Grübeleien und mystischer Versenkung hinneigte, verband sich in ihm in merkwürdiger Weise mit Tatkraft und offenem Blick für das praktische Leben; wie er für seine Ueberzeugung mutig eingetreten war und nicht gegen besseres Wissen sich unterworfen, sondern lieber die Verbannung auf sich

genommen hatte, so führte er umsichtig und hartnäckig auch den Kampf um sein Recht und stand nicht ab, bis er sein Kind sich erobert hatte. Diese kräftige Art mag ihm auch in der Fremde wohl zu statten gekommen sein.

Seine Witwe, die schon im Jahr 1647 in Vermögensangelegenheiten ihrer Kinder vor dem Rat in St. Gallen erschienen war, kehrte mit der jüngsten in Wien geborenen Tochter in die Heimat zurück. Sie war noch mehrmals genötigt, in der gleichen Sache beim Rat vorstellig zu werden, da durch Nachlässigkeit der von ihr gewarnten Vögte ihre Kinder beim Konkurs ihres Schwagers Naf in Altstätten zu Schaden gekommen waren. Der Rat konnte schließlich nicht umhin, die Ausrichtung einer Entschädigung zu beschließen, weil „der Anlaß ihres Schadens zum Teil auch vom Spital gekommen sei“. Von den drei Töchtern waren beim Tod der Mutter, der 1670 eintrat, zwei in St. Gallen, eine in Altstätten verheiratet. Der einzige Sohn Jakob, für den der Frau 1647 bei ihrem Aufenthalt in der Vaterstadt, auf ihr Gesuch ein Geburtsbrief ausgestellt worden war, da sie ihn zur Erlernung eines Handwerks nach Ungarn schicken wollte, führte nach dem Tod des Vaters offenbar dessen Geschäft weiter. Er war nicht verheiratet und setzte darauf 1696 ein Testament zu Gunsten seiner Schwestern auf, das 1706 um einige Bestimmungen erweitert wurde. Diesen Dokumenten ist zu entnehmen, daß er schon in jungen Jahren viel in fremde Länder gekommen war, auch in St. Gallen und Arbon Geschäftsfreunde hatte und in der Vaterstadt wohlbekannt; nach einer Notiz von Hartmanns Hand in der Stamatologie hieß man ihn Moskowiter. Nach einem Aufenthalt in St. Gallen vom September 1695 machte er im folgenden Februar sein erstes Testament, in der Meinung nie mehr nach der Heimat zu kommen; er beabsichtigte nämlich, sich über das Meer in weitentfernte Länder zu begeben. Außer einigen kleinen Legaten zu Gunsten des Seelhauses und der Armen im Spital, Presten- und Siechenhaus, sowie der französischen Kirche, des Spitals in Altstätten und mehrerer Patenkinder setzte er jeder Schwester 1000 Gulden aus und deponierte den ganzen Betrag sofort; seine übrige Habe sollte den Schwestern bei seinem Tode zufallen. Von Wien aus reiste er darauf nach Berlin, Brandenburg und Magdeburg, machte da einen Zusatz zum Testament und hielt sich dann in Hamburg und Lübeck auf. Geistliche und weltliche Freunde rieten ihm von der überseeischen Reise ab; er gab den Plan auf und kehrte nach dreijähriger Abwesenheit nach St. Gallen zurück in der Absicht, die Geschäftsreisen einzustellen, und lebte nun mit der jüngsten verwitweten Schwester zusammen. In einem zweiten, 1706 abgefaßten Testament bestimmte er, von einigen Legaten abgesehen, vor allem, daß ein Teil seines Vermögens als Fideikommißstiftung zu gelten habe, damit seine wenig haushälterischen Verwandten nicht in wenigen Jahren um alles kämen. Trotz seines hohen Alters muß er darauf nochmals in die Fremde gezogen sein; denn das Letzte, was man von ihm kennt, ist eine Verfügung aus Gardeleben vom 4. September 1708, wonach die Legate des zweiten Testamentes ausgerichtet werden sollten. Sein Todesjahr ist nicht überliefert. Die Fideikommißstiftung wurde nach wiederholten Gesuchen der Erben um Abänderung im Jahr 1736 aufgehoben.

Von irgendwelcher Anfeindung, der die Witwe Hochreutiners und seine Nachkommen noch ausgesetzt gewesen wären, findet sich in den späteren Nachrichten keine Andeutung; im Gegenteil scheint der Sohn gutes Ansehen genossen zu haben. Wahrscheinlich hatte man inzwischen sich davon überzeugt, daß der Vater vormals grundlos in den Verdacht der Wiedertäuferi geraten war.

*
*
*

In den vorangehenden Mitteilungen über Hochreutiner ist mehrmals der Name des Pfarrers Zingg genannt worden. Wie dessen Rücktritt aus dem st. gallischen Schuldienst die Anstellung Hochreutiners zur Folge hatte, so gab Zingg's Konflikt mit der Geistlichkeit im Jahre 1634 den Anlaß zu seiner Entlassung. Doch nicht nur äußerlich sind die Geschicke dieser beiden Männer miteinander verknüpft, sondern es besteht auch ein innerer Zusammenhang insofern, als Zingg ein zweites Beispiel bildet für den Glaubenszwang, der zu jener Zeit in St. Gallen geübt wurde, nicht minder aber, sondern wie Zingg erfahren sollte, noch schlimmer anderwärts sich geltend machte. Sowohl um der späteren Anfeindung willen als wegen seiner Verdienste um die mathematischen und astronomischen Studien sind dem Pfarrer Zingg in älterer und in neuerer Zeit wiederholt biographische Darstellungen gewidmet worden, so besonders von Pfarrer Werdmüller in der Schrift „der Glaubenszwang der zürcherischen Kirche im 17. Jahrhundert“ und von Wolf im dritten Band seiner „Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz“. In diesen Werken wird der etwa siebenundzwanzigjährige Aufenthalt Zingg's in St. Gallen nur kurz erwähnt und auch der genannte Konflikt nur gestreift. Es liegt darüber im St. Galler Archiv noch ein ziemlich reichhaltiges Material, an Hand dessen hier eine Ergänzung zu den genannten Biographien geboten werden mag.

Michael Zingg wurde am 29. September 1599 in Glarus geboren als Sohn eines armen Schneiders und Tuchkrämers, der von Alterswilen im thurgauischen Bezirk Kreuzlingen stammte, aber schon etwa 10 Jahre in Glarus ansässig und mit Elisabeth Biedermann verheiratet war. Der Sohn kam zu seiner Ausbildung früh nach Zürich und konnte mit Hilfe eines Stipendiums Theologie studieren. Er soll eine Zeitlang daran gedacht haben, in den Dienst der ostindischen Kompagnie zu treten, wurde aber durch seine Lehrer davon zurückgehalten, erhielt 1623 die Ordination und kam 1626 als Pfarrer nach Sax. Er verheiratete sich mit Barbara Bälgi von Glarus, die nach der Geburt eines Kindes bald gestorben sein muß. In der Absicht, sich an einem passenden Ort um das Bürgerrecht zu bewerben, damit dieses Kind im Fall seines Todes versorgt sei, ließ er sich gegen Ende 1629 von Landamann und Rat zu Glarus ein sog. Mannrecht, d. h. ein Zeugnis über seine eheliche Geburt etc. ausstellen und von Antistes Breitinger in Zürich ein solches über seine dortigen Studien und die Aufnahme in den Kirchendienst. Kurz nach Beginn des folgenden Jahres wurde im Schulrat von St. Gallen bei der Beratung über die Wahl eines Nachfolgers für den an der Pest gestorbenen Lehrer Heinrich Funk auf den Prädikanten von Sax hingewiesen, der als fürtrefflicher Arithmeticus und

Musicus gerühmt werde, und als in der folgenden Sitzung bekannt wurde, daß die Gemeinde St. Margreten ihn berufen wollte und schon die Einwilligung des Abtes zur Wahl erhalten habe, beschloß man ungesäumt, mit ihm in Unterhandlung zu treten.

Von Dekan Christoph Hofmann benachrichtigt, kam Zingg in der folgenden Woche nach St. Gallen, bot seine Dienste für die Schule oder den Besuch der Kranken an und suchte um das Bürgerrecht nach. Vom großen Rat, an den er gewiesen war, mit dem Bürgerrecht beschenkt unter der Bedingung, daß er in Kontagionszeiten sich für den Krankenbesuch verwenden lasse, wurde er nun vom Schulrat mit Rücksicht auf die „Rächenkunst“ als Lehrer der Oberklasse an der deutschen Schule angenommen. Bei der ersten Zensur im April wurde ihm auch der Schreibunterricht empfohlen, „obwohlen er noch nit ein so gute Hand habe“; im Rechnen sollte er die Knaben „mit der neuen Formb zu dividieren nit beschwären, sondern bei gemeiner Weiß verbleiben“. Sodann übertrug man ihm neben dem Lehrer Schopfer die Predigten und den Gesang in der Kirche des Siechenhauses im Linsenbühl, dazu ihm allein auch den Gesang in der zweiten Stadtkirch zu St. Mangen.

Bei der Zensur im folgenden Jahr zeigte sich, daß Zingg über große Leibschwachheit und Blödigkeit des Hauptes zu klagen hatte; er gab diese dem Schuldienst schuld und hatte deshalb um seine Entsetzung gebeten, war aber ermahnt worden, etwas zuzuwarten und inzwischen „alle ordenliche Mittel“ zu gebrauchen. Auf Befragen erklärte er jetzt, daß sein Zustand sich etwas gebessert habe, die Kur aber noch nicht abgeschlossen sei; er wolle indessen seinen Dienst nach bestem Vermögen versehen. Am 8. September sprach sich der Schulrat über seine Leistungen, vom Schreiben abgesehen, lobend aus; gleichwohl wurde der Herr Seckelmeister ersucht, sich mit ihm darüber zu besprechen, „was Gestalt die Sach in der Rechenkunst am kunstlichsten möchte vollfüert werden“. Wohl mehr diese Bevormundung in einem Fache, in dem er dem Seckelmeister zweifellos überlegen war, als sein Gesundheitszustand mag Zingg veranlaßt haben, obwohl der Rat auf sein früheres Gesuch erwidert hatte, man werde den Schul- und Kirchendienst nicht trennen können, jetzt dem Schulrat zu erklären, daß er infolge neuerlicher Verschlimmerung seiner Gesundheit die Schule nicht mehr mit Nutzen versehen zu können glaube. Daraufhin bewilligte der Schulrat seine Entlassung von der Lehrstelle, worauf der Rat am 15. September 1631 diesen Beschluß bestätigte, Zingg die bisher innegehabte Wohnung kündigte und seine Predigten bis auf weiteres Herrn Schopfer übertrug.

Somit war Zingg von allem Dienst enthoben, und sein Name verschwindet nun für etwa zweieinhalb Jahre aus den Protokollen mit Ausnahme kurzer Notizen, daß 1632 ihm die Synode ein Zeugnis über sein Wohlverhalten ausgestellt, im folgenden Jahr aber ihm zugesprochen habe, er möge nach Gelegenheit trachten, wie er am einen oder andern Ort dem Herrn in seinem Weinberg dienen könne.

Wir wissen nicht bestimmt, womit er in diesen Jahren beschäftigt war und seinen Unterhalt bestritt. Kurz nach der Ankunft in St. Gallen hatte er sich

mit einer Tochter des 1622 verstorbenen Predigers und Dekans Othmar Scheitlin verheiratet, die ihm schwerlich ein großes Heiratsgut zubrachte; vielleicht war ihm aber von seiner ersten Frau etwas Vermögen zugefallen. Von den später in seinem Prozeß einvernommenen Personen wird unter anderm auch ausgesagt, daß er den Sattler Leonhard Hartmann und einen Ravensburger namens Morell im Feldmessen, den ersteren auch im Aufreißen der Sonnenuhren unterwies und sich mit ihnen über des Himmels Lauf unterhalten habe. Hält man diese Aussagen zusammen mit dem, was Daniel Wilhelm Hartmann über seinen Ahnherrn zu berichten weiß, daß derselbe ein geschickter Mathematiker und Mechaniker gewesen sei und eine künstliche Uhr angefertigt habe, die von Zingg der Stadtbibliothek Zürich geschenkt wurde zc., so darf man daraus den Schluß ziehen, daß Zingg in diesen Jahren sich eifrig mathematischen und astronomischen Studien hingab, für die er schon früher besondere Neigung gehabt zu haben scheint. Höchstwahrscheinlich ist schon damals von ihm der Plan entworfen worden zu jenem Astrolabium, das 1648 von ihm der Stadt Zürich verehrt wurde und heute im Landesmuseum aufbewahrt ist, einer kunstvollen Sonnenuhr, welche den Lauf der Gestirne und den Stand der Fixsterne veranschaulichte. Daneben vertiefte er sich aber auch in theologische Fragen und geriet bei diesen Untersuchungen auf Wege, die ihn von der orthodoxen Lehre abführten.

Man scheint in St. Gallen etwas dergleichen geahnt zu haben. Denn als er auf die Mahnung der Synode sich nach einem Predigtamt umtat, erklärte ihm eines Tages sein früherer Gönner, Dekan Hofmann, unter den „Fischbänken, der Vorhalle der St. Laurenzenkirche, „man werde ihn nit anstellen zu predigen; es hab sein Bedenken gehabt“. Man forschte wohl nach, und als nun Aeußerungen, die er beim Besuch eines Sauerbrunnens in Bünden, also wohl im Sommer 1633 getan haben sollte, brachten mehrere Prediger dies auf die Kanzel und eiferten gegen den Irrlehrer. Nun wurde Zingg vom Kirchenrat verhört und legte ein schriftliches Glaubensbekenntnis vor, aus dem sich ergab, daß er sich über die Vereinigung von menschlicher und göttlicher Natur in Christus eine besondere Meinung gebildet hatte, wie es in dem Ratsprotokoll heißt, „die wahre Menschheit Christi mit Marcioni, einem alten Käzer, verleugnet und fürgeben dorffen, daß der Herr Christus sein wahre Menschheit zu bestimpter Zeit nicht in dem jungfreulichen Leib der heiligen Jungfrau Maria an sich genommen, sondern dieselbige mit sich vom Himmel gebracht“ zc. und daß er auch über die Abstammung der Jungfrau Maria, das Geschlechtsregister Jesu anderer Ansicht war als die Kirche.

Zwei Tage später, am 14. März 1634, befaßte sich der Rat mit der Sache, und da Zingg, in Gegenwart zweier Prediger wegen seines Irrtums zur Rede gestellt, darauf beharrte und nicht zugestehen wollte, daß er dadurch gegen den beschworenen Bürgereid gefehlt habe, wurde er in Haft genommen. Nach wiederholten fruchtlosen Bemühungen der Verordneten und der zu ihm gesandten Geistlichen gab er am 20. endlich zu, daß nach der Auffassung der Behörde, die aber nicht die seinige gewesen sei, er sich gegen den Bürgereid verfehlt habe, jedoch unwissentlich, und bat deshalb um Verzeihung. Hierauf widerlegten die

Herren Gelehrten zunächst den ihnen gemachten Vorwurf, daß sie Unwillen gegen ihn gehegt hätten. Dann wurde in die Erörterung der Hauptsache, der theologischen Streitfrage eingetreten, und nach langem Disputieren, „welches mit gar feiner Bescheidenheit und Sanftmut beschehen“, diktierten ihm die Herren etliche Argumenta und Syllogismos, damit er sie bis zum andern Tag gründlich erwäge.

Er verbrachte eine qualvolle Nacht, von der er selbst in seinem Widerruf schreibt, er sei in einem solchen Kampf gewesen, „das ich vermeinte, es fallen die hellischen Schmerzen ob meinem Haupt zusamen, auch mein Herz welle mir zu tausend Stücken zerspringen“. Die Qual sei so groß gewesen, daß sie ihn „angetrieben, Ewer ehrsam Weisheit vil lieber alles zu Lieb und Leid zu übergeben, derselben Gnad und Huld, auch Stadt, Armütli und sogar auch meinen lieben Ehegemahel zu verlieren, ja das Leben, weder aber in solcher schrecklichen Seelenarbeit zu verbleiben“. Am Morgen gab er wirklich eine entsprechende Erklärung ab und bat, ihn seines Weges ziehen zu lassen. Indem die Herren, welche diese unverhoffte Antwort mit großem Bedauern vernahmen, ihm nun „eins und das ander, sonderlich das Exilium stark fürgmalet und zu erkennen geben“, und die beiden Prediger ihm gar beweglich zusprachen, vermochten sie ihn auf neue Verhandlung, doch ohne die Verordneten, einzugehen.

Seine Widerstandskraft war gebrochen. In der folgenden Besprechung ließ er sich von seinem Irrtum betreffs der Menschheit Christi überzeugen und auch der Belehrung über die Abstammung der Maria setzte er in einer mehrere Tage später stattfindenden Besprechung keinen Widerstand mehr entgegen. Am 26. bekannte er vor dem Kirchenrat seinen Irrtum und bat um Verzeihung wegen des Aergernisses. Man legte ihm auf, einen schriftlichen Widerruf abzufassen, und beriet dann, auf welche Weise seine Freilassung erfolgen solle. Die einen wollten einen öffentlichen Widerruf und Abbitte in der Kirche vor der ganzen Gemeinde verlangen, während die andern, weil in St. Gallen nie so gehalten, davon absehen, und ihn nur vor den Kleinen und Großen Rat stellen wollten; allda solle er auf schriftliche Urfehde freigelassen werden.

Der am folgenden Tag dem Rat vorliegende Widerruf genügte den Herren nicht, sondern wurde „gar kaltsinnig“ befunden. Zingg hatte sich nicht genug gedemütigt und mußte eine zweite „widerrüsliche Bekantnus“ aufsetzen, „daran sich ein ehrsam Rat und die Herren Geistlichen ersetiget“. Die vom Stadtschreiber entworfene Urfehde, in welche sowohl das anstößige Bekenntnis als der Widerruf aufgenommen war, wurde genehmigt und, nachdem Zingg sich zur Beschwörung bereit erklärt hatte, zu friedlichem Abschluß der Kleine und Große Rat auf den 2. April einberufen.

Das umfangreiche, 3 $\frac{1}{2}$ engbeschriebene Folioseiten füllende Protokoll über diese Sitzung ist ein klassisches Dokument des aus Gottesgnaden- und Pharisäertum gemischten Geistes, von welchem die gnädigen Herren weltlichen und geistlichen Standes erfüllt waren, sodas sie sich nicht scheuten, die grausame Demütigung eines Mitchristen zu einem erhebenden und rührenden Schauspiel zu gestalten. Dem hinter den Schranken stehenden Sünder wurde nochmals sein

Vergehen vorgehalten, dann sein Bekenntnis sowie der Widerruf vorgelesen und an ihn die Frage gerichtet, ob er sich dazu bekenne. Er bejahte dies und demütigte sich nun in mitleiderregender Weise vor der ganzen Versammlung, gelobte, fortan an der erkannten Wahrheit festzuhalten, bat voll Zerknirschung um Verzeihung und beteuerte seinen guten Willen, den Herren nach bestem Vermögen zu dienen, voraus um der großen „Dulmütigkeit“ willen, durch die sie ihn vor dem äußersten Elend hartnäckiger Verstocktheit bewahrt hätten. Als er darauf erklärt hatte, die Urfehde beschwören zu wollen, und sich zu nochmaligem Eingeständnis seines Irrtums und zur Bitte um Verzeihung anschickte, „ist ihm hierüber sein Herz so groß worden, daß er vor Weinen kein einig Wort mehr reden können, welches dann so erbarmlich gewesen, das es auch etlichen Herren ihre Augen übertriben“. Man hieß ihn aufstehen und abtreten. Es wurde nun die Urfehde vorgelesen und, nachdem sie in Kraft erkannt war, Zingg wieder hereingerufen und in einer beweglichen Ansprache ihm der Wunsch ausgedrückt, daß er bis zu seinem Ende „bei dem rechten wahren Verstand heiliger göttlicher Schrift und der reinen unverfälschten Religion ohn Widerhindersichsehen“ bleiben möge. Darauf wurde die Urfehde ihm „sein langsam, deut- und verständlich“ vorgelesen, von ihm „mit aufgehepten Fingern und gelehrten Worten“ beschworen und in der Steuerstube sofort unterschrieben und gesiegelt.

Nachdem die folgende Synode dem Neuigen ebenfalls Gnade erteilt hatte, suchte Zingg um Erlaubnis nach, etwa eine Predigt halten zu dürfen; sonst sei zu befürchten, daß er überhaupt zu keinem Dienst mehr gelange. Man gestattete, daß er gelegentlich vertretungsweise beigezogen werde. Im folgenden Jahr, 1635, erlangte er von der Synode ein neues Testimonium seines Falls und Bekehrung halber. Als dann in der zweiten Jahreshälfte wieder die Pest in die Stadt einriß und der Prediger Sauter, welchem der Besuch der Pestfranken überbunden worden war, der Seuche erlag, erbot sich „auf eines ehrsamten Rats günstiges Ersuchen“ Zingg, diese schwere Aufgabe zu übernehmen, wofür ihm täglich 1 Gulden aus dem Prestenamnt und wöchentlich 4 weiße Brote vom Spital zugesprochen wurden mit der Zusage, im Fall seines Todes sich seiner Frau anzunehmen. Anfangs Oktober, zu einer Zeit, wo wegen starken Ueberhandnehmens der Krankheit, der Zingg's Frau in eben diesen Tagen erlag, die Predigten eingeschränkt wurden und wo man seiner Dienste am dringendsten bedurfte, erging von Zürich, wohin er sich wegen eines Kirchendienstes gewandt hatte, an ihn die Aufforderung, die Pfarrei Bernang am Untersee (Berlingen) zu übernehmen. Auf die Bitte des Rates aber erklärte sich die Zürcher Behörde mit Zingg's Bleiben in St. Gallen einverstanden und es wurde daraufhin seine Besoldung verbessert. Nachdem um Neujahr die Seuche nachgelassen hatte, übertrug ihm der Rat die noch nicht besetzte Stelle Sauters mit der Verpflichtung, bei neuer Heimsuchung sich in gleicher Weise gebrauchen zu lassen, und verehrte ihm zum Zeichen seines besonderen Wohlgefallens an seinem Dienst während der Pestzeit 100 Gulden.

Kurz nachher verheiratete sich Zingg zum dritten Mal mit Martha Fels, einer Schwester von Elias Fels, der nachmals churpfälzischer Hofmaler wurde.

Er scheint sich aber auf die Dauer in St. Gallen nicht mehr wohl gefühlt zu haben. Im Februar 1637 bat er mit der Begründung, daß er sich zu weiterer Versehung des anvertrauten Amtes nicht fähig fühle, um seine Entlassung. Der Rat bewilligte dieselbe, da er trotz gütlichen Zuredens darauf beharrte, kündigte ihm aber gleichzeitig das Bürgerrecht auf; sein Protest, daß er durch seinen Dienst in der Pestzeit bessere Rücksicht verdient hätte, blieb umsonst. Dagegen wurde ihm ein ehrlicher Abschied mit Zeugnis, daß er sich in Lehre und Leben untadelig gehalten habe, ausgestellt.

Er trat dann wieder in den züricherischen Kirchendienst, übernahm 1638 die Helferstelle in Bülach, 1640 die Pfarrei Fischental und muß sich guten Ansehens erfreut haben; denn der Pfarrer Heidegger übergab ihm seinen Sohn Johann Heinrich, der sich später als Theologe auszeichnete, zur Unterweisung sowohl im Christentum als auch in den Sprachen. Neben der Erziehung desselben beschäftigte ihn auch die Erstellung des Astrolabiums, mit der er schon in St. Gallen begonnen hatte. Mit Hartmanns Hilfe war das kunstvolle Werk im Jahr 1648 vollendet. Zingg verehrte es der Stadt Zürich zum Dank für die von ihr genossenen Förderung, wurde von ihr durch Verleihung des Bürgerrechtes belohnt und zum Professor der Mathematik am Gymnasium ernannt. Es ergaben sich aber Schwierigkeiten in der Besoldung, sodaß er schließlich 1650 auf die Pfarrei Altstetten versetzt wurde und von hier aus zweimal wöchentlich zum Unterricht nach Zürich kam. In dieser Zeit ließ er an der Straße nach Zürich eine hohe Säule zum Zweck astronomischer Beobachtungen aufrichten, wurde aber größerer Bequemlichkeit halber schon 1653 auf die Pfarrei St. Jakob bei der Stadt versetzt und fand da großen Beifall als Kanzelredner. Das wachsende Ansehen, das er in beiden Stellungen sich erwarb, und die Gunst, die ihm wegen seiner mathematischen Kenntnisse von dem Feldzeugmeister Werdmüller und andern angesehenen Männern geschenkt wurde, zog ihm aber den Neid und Haß mancher Amtsgenossen zu. Sie verlegten sich darauf, seine Rechtgläubigkeit anzusechten, was nicht allzu schwer hielt, da bekannt war, daß er in der Lehre von der Gnadenwahl nicht der strengen Auffassung huldigte, die von der Nordrechter Synode 1618/19 angenommen und auch von den meisten schweizerischen Kirchen als verbindlich erklärt worden war. Obwohl er im Juli 1660 zur Verantwortung gezogen, sich mit Geschick verteidigte und nachwies, daß seine mildere Auffassung mit derjenigen Zwinglis und Bullingers übereinstimme, ließen seine Gegner nicht ab, ihn aufs neue zu verdächtigen, und brachten es nach endlosen Verhandlungen, in denen auch die Akten über die seinerzeit in St. Gallen gegen ihn geführte Untersuchung hervorgezogen wurden, dahin, daß er sich im November 1661 durch Flucht der drohenden Gefangennahme und Bestrafung entzog; sogar von Hinrichtung, Scheiterhaufen und Einmauerung des Fehlbaren war die Sprache gewesen.

Zingg fand zunächst eine Zuflucht bei dem Durlachschen Amtmann Hans Georg Spreng in Rötteln, der mit einer Nichte seiner Frau verheiratet war. Später hielt er sich in Weil, in den letzten Lebensjahren in Möriken bei Lenzburg

auf, wo ihm Frau Effinger von Wildegg trotz seines hohen Alters den Unterricht ihrer Söhne übertrug. Immer wieder erneuerte Versuche, den Rat von Zürich von seiner Unschuld zu überzeugen und seine Begnadigung zu erlangen, Rechtfertigungs- und Bittschriften blieben angesichts des hartnäckigen Widerstandes der Geistlichkeit ebenso erfolglos wie die Fürsprache seiner zahlreichen Gönner. Zingg starb im Juli 1616 in Möriken.

Aus seinen letzten Lebensjahren liegen noch drei eigenhändige Briefe an den Ratsherrn und Seckelmeister Tobias Schobinger in St. Gallen vor, die zeigen, daß er daselbst noch immer wohlgesinnte Freunde hatte. Schobinger selbst war allerdings zu jener Zeit, wo Zingg sich in St. Gallen aufgehalten hatte, noch im Knabenalter gestanden und muß erst später ihn kennen gelernt haben. Er hatte sich bei der Frau des Hofmalers Fels nach ihrem Schwager Zingg erkundigt. Ueber die Teilnahme erfreut, richtete dieser am 5. Juli 1670 erstmals einen Brief an ihn, legte darin den Anlaß zu seiner Flucht aus Zürich dar und beklagte sich darüber, daß die Akten über seinen Prozeß in St. Gallen ausgeliefert und von seinen Widersachern dazu benützt worden seien, ihm zu drohen, „ich hab mein Leib und Leben in St. Gallen verwürkt; man hats alls in Händen; jez müß' man mir den Lohn geben“. Im nächsten Brief vom 30. Januar 1671 bezeugte er unter anderm seinen Dank für übersandte Neujahrswünsche und ein Geschenk von 9 Dukaten, die für ihn von Schobinger, dessen Bruder Hieronymus, einem gleichnamigen Vetter und Daniel Hartmann zusammengelegt worden waren. Wie dieses Schreiben im übrigen hauptsächlich theologische Streitfragen betrifft, die mit Zingg's Verfolgung in Beziehung standen, so ist auch das dritte Schreiben der Erörterung solcher gewidmet.

* * *

Hochreutiner und Zingg sind, soviel bekannt, die einzigen Opfer, die der starre Glaubenszwang in der st. gallischen Kirche des 17. Jahrhunderts forderte. Beiden werden wir unsere Teilnahme nicht versagen. Wenn Hochreutiner durch die unbeugsame Treue gegen sich selbst in höherem Maß als der aus weicherem Holz geschnitzte Zingg unsere Bewunderung gewinnt, so hat doch auch dieser durch sein späteres Verhalten und durch seine wissenschaftliche Betätigung Anspruch auf die Wertschätzung der Nachwelt. Dafür, daß er nach schwerster Qual, ohne wirklich überzeugt zu sein (daran besteht wohl kein Zweifel), in verzehlicher Schwäche sich unterwarf, hat er durch tiefste Demütigung büßen müssen und es ist wohl möglich, daß gerade seine schmachvolle Erniedrigung, der Hochreutiner schwerlich beigewohnt, von der er aber genaue Kenntnis gehabt hat, dessen Entschlossenheit, lieber alles zu erdulden, noch verstärkt hat. Die st. gallische Kirche wie die weltliche Behörde erscheinen in beiden Fällen nicht gerade in günstigem Lichte. Doch beherrschte, wie früher bemerkt, der gleiche unduldsame Geist auch die reformierten Schwesterkirchen, und der Glaubenseifer, der in diesen Fällen so unrühmlich sich äußerte, hat auf anderem Gebiet, so z. B. in der Unterstützung bedrängter und bedürftiger Glaubensgenossen, höchst Anerkennenswertes geleistet.

II.

Bereinsnachrichten



Bereinsleitung:

1. **Vorsitzender:** Präsident Viktor Mezger, Kunstmaler, Stadtarchivar in Ueberlingen.
2. **Vorsitzender:** Dr. W. Schmidle, Geh. Hofrat, Oberrealschuldirektor in Konstanz.
1. **Schriftführer:** Viktor Kleiner, Landesarchivar in Bregenz.
2. **Schriftführer:** Ehr. Haffner, Stadtbibliothekar, erster prof. Stadtpfarrer, Lindau.
Schriftleiter: Dr. phil. Hermann Gnau, Konstanz.
Rechnungsführer: Karl Breunlin, Kaufmann, Friedrichshafen.
Bibliothekar und Archivar: Fr. Ruhn, Oberpostinspektor u. Stadtv., Friedrichshafen.
Kustos der Sammlungen: Laur, Professor, preussischer Landeskonservator und Architekt, Friedrichshafen.
Mitglieder der Redaktionskommission: Bertle, Pfarrer, Sigmarszell, Dr. Schmidle, Geh. Hofrat, Oberrealschuldirektor, Konstanz, Dr. phil. Gnau, Konstanz, Mezger, Stadtarchivar, Ueberlingen, Fr. Schaltegger, Staatsarchivar, Frauenfeld.

Ausschußmitglieder:

- Für **Baden:** Otto Leiner, Hofapotheker, Konstanz.
" **Bahern:** A. Bertle, Pfarrer, Sigmarszell bei Lindau i. B.
" **Borarlberg, Liechtenstein und Tirol:** P. Winkel, Bürgereschullehrer in Bregenz.
" **schweiz, Kanton Thurgau:** Fr. Schaltegger, Staatsarchivar, Frauenfeld.
" " **St. Gallen:** Dr. Ernst Schmid in St. Gallen, Professor a. d. Kantonschule, daselbst.
" **Württemberg:** Professor Th. Schnell, Ravensburg.
" **Hohenzollern:** vacant.

Bereins-Pfleger:

- Bregenz:** P. Winkel, Bürgereschullehrer.
Frauenfeld: Gust. Büeler, Professor.
Friedrichshafen: K. Breunlin, Kaufmann.
Isny: Karl Pfeilsticker, Kaufmann.
Konstanz: Otto Leiner, Hofapotheker.
Lindau: Karl Stettner, Buchhändler.
Markdorf: Dr. med. Schmidt, prakt. Arzt in Markdorf.
Ravensburg: Otto Maier, Verlagsbuchhändler.
Sigmaringen: Studienrat Schläpfer.
St. Gallen: Dr. Ernst Schmid, Professor.
Tettngang: Emil Speth, Kaufmann.
Tuttlingen: Adolf Schab, Fabrikant.
Ueberlingen: Ernst Lachmann, Privat.

Ehrenmitglieder:

- Dr. Gerold Meyer v. Knonau, Universitätsprofessor in Zürich.
Dr. Albr. Pensch, Hofrat, Universitätsprofessor in Berlin, NW 7, Georgenstraße 34.
Dr. Herm. Wartmann, Präsident des histor. Vereins in St. Gallen.
Carl von Schwerzenbach, Ehrenpräsident des Vorarlberger Landesmuseums in Bregenz.

1. Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis im 50. Jahreshaft.

1. Neu zugetretene Mitglieder.

Baden.

- Herr Berndt, Apotheker in Markdorf.
" Bublin, Spitalverwalter, Markdorf.
" Doehner, Carl Viktor, Schlöfle in Hemmenhofen am See.
" Hübschle, R., Lehramtspraktikant in Ueberlingen.
" Lessing, Major, Hofgut Fischenweiler bei Markdorf.
" Dr. med. Müller, pr. Arzt in Meersburg.
" Niedtner, Ernst, in Konstanz, Mangoldstraße 15.
" Raule, Peter, Rechnungsrat in Mannheim, L 4, 3.
" Kettich, Kaufmann in Markdorf.
" Semmler, Alfons, Professor an der Realschule in Ueberlingen.
" Dr. med. Senn, Ernst, pr. Arzt in Konstanz.
" Dr. med. Schürer, pr. Arzt in Markdorf.
Vereinsbank in Markdorf.
Herr Dr. med. Weinberg, Berthold, pr. Arzt in Konstanz.
" Walfer, Stadtbaumeister in Markdorf.

Bayern.

- Herr Behringer, Christ, Lehrer in Lindau.
" Dr. Gams, S., in Mooslachen bei Wasserburg am See.
" Häfele, Karl, Förster in Nonnenhorn.
" Herzog, Pfarrer in Oberreitnau.
" Jacques, Norbert, Schriftsteller in Thumen bei Schlachters.
Frau Kommerzienrat Ludwig Kief in Aeschach bei Lindau.
Herr Kirchhoff, Dedo, Architekt in Lindau-Sundweiler.
" Mader, Chr., Direktor der Berufsbildungsschule in Lindau.
" Oberpostlat a. D. Mayer in Lindau-Aeschach.

Hohenzollernsche Lande.

- Herr Schlöder, Studienrat in Sigmaringen.

Deutsch-Oesterreich.

- Herr Mathis, Max, Matrose bei der Dampfschiffahrt in Bregenz.

Schweiz.

- Herr Hoffter, Apotheker in Weinfelden.
" Keller, Karl, Versicherungs-Inspektor in Frauenfeld.
" Keller, Pfarrer in Schönholzwilen.

- Herr Schuepp, Professor a. D. in Frauenfeld.
 „ Stierlin, Stadtschullehrer in Frauenfeld.
 „ Währmann, Willy L., Pfarrer in Arbon.

Württemberg.

- Altertumsverein Altshausen zu H. d. Geschäftsführers Herrn Priv. Sacker
 Herr Bock, Rechtsanwalt und Landtagsabgeordneter in Rottweil a. N.
 „ Breitinger, Gerichtsassessor in Rottweil.
 „ Diem, Forstamtmann in Rottenmünster.
 „ Eyth, A., Hauptlehrer in Gattau.
 „ Groß, Wilhelm d. J., Fabrikant in Rottweil.
 „ Gßz, Studienrat in Tettang.
 Frä. Huber, Maria, Sekretärin in Rottweil.
 Herr Hartter, Postdirektor in Ludwigsburg a. N.
 „ Hoffmeister, Oberregierungsrat und Oberamtmann in Tettang.
 „ Jlg, Studienrat in Tettang.
 „ Kleemann, Karl, Major in Rottweil.
 „ Maier, Brauereibesitzer z. Pflug in Rottweil.
 „ Miller, Dr. med., Franz, pr. Arzt in Tettang.
 „ Dr. med. Ott, Emil, pr. Arzt in Rottweil.
 „ Dr. Sattelmayer, Amtsrichter in Rottweil.
 „ Dr. Schips, Schulrat in Ochsenhausen.
 Schulkasse der Gemeinde Rehlen.
 Schulkasse der Gemeinde Tettang.
 Herr Dr. Schulz-Ewerth, Erich, Gouverneur z. D. in Brüssel, z. St. Langenargen.

2. Ausgetretene Mitglieder

durch Todesfall, Wegzug usw. (vermerkt, soweit eine Meldung an die
 Geschäftsführung erfolgte).

Baden.

- Herr Luerner, Ingenieur in Ueberlingen.
 „ Mann, Viktor, Privat, Konstanz †.
 „ Markstahler, Adolf, Hotelier in Konstanz †.
 „ Reichle, G., in Immenstaad.
 „ Müller, Karl Josef, Pfarrer in Rheinheim.
 „ Osterwalder, Albert, Privat in Konstanz †.
 „ Dr. Sklarek in Ueberlingen.

Bayern.

- Frau Biechle, Lina, in Lindau.
 Herr Dr. med. Blankenstein, Augenarzt in Lindau.
 „ Brand, H., Seminardirektor a. D., in Hoyren.
 „ Dürr, L., Ingenieur in Jeking.
 „ Fugel, G., Hauptlehrer in Lindau.
 „ Haid, G., Kunstmaler in Nonnenhorn.
 „ Henneberger, Zollinspektor, Lindau.
 „ Hirschmann, Stadtkämmerer in Lindau.
 „ Hörkin, Bankvorstand in Lindau.
 „ Huber, Wilhelm, Oberzollinsvektor, Lindau.

- Freiherr Max Lochner von Hüttenbach in Lindau.
 Herr Kanzler, Ernst, Baumeister in Lindau †.
 „ Klotz, Anton, Direktionsrat in Lindau.
 „ Lunglmayen, Alfred, München.
 „ Meck, Ernst, Fabrikbesitzer, Nürnberg.
 „ Müller, L., Bahnverwalter in Lindau †.
 Frau Möller, Oberinspektorswitwe in Lindau †.
 Herr Morath, Rentner in Lindau.
 von Reck, Karl, Generalleutnant a. D. in Aeschach.
 Herr Reinwald, Gustav, Hauptmann in München.
 „ Rincker, Major in Lindau.
 Frau Rosteuscher in Schachen.
 Herr Rohrmoser, Direktor in Simmerberg.
 „ Sautier, Rentner in Schachen.
 „ Schingnis, Forstmeister in Aeschach.
 „ Schlechter, Franz, in Lindau.
 „ Dr. Schreiber, Rolf, Bez.-Amtmann in Lindau.
 „ Dr. med. Türcke in Alwind.

Im übrigen Deutschland.

- Frl. Kiesel, Maria, in Frankfurt a. M.
 Herr Schalow, Hermann, Professor, Berlin.

Hohenzollernsche Lande.

- S. Durchlaucht Prinzessin Friedrich von Hohenzollern in Sigmaringen.
 Herr Broghammer, Th., Hotelier in Beuron.
 Herr Oswald, Major in Beuron.
 „ Haffner, Wilh., Stat.-Rassier in Sigmaringen.
 „ Henselmann, Hugo, in Laiz.
 Frl. Rommler, M. M., in Sigmaringen.
 Herr Stöhr, J., Lehrer in Siberatsweiler.

Schweiz.

- Herr Dufour A., Hauptmann in Thal.
 „ Dr. med. Felder in Rorschach.
 „ Indermauer, Buchdruckereibesitzer in Rheineck.
 „ Saurer, Hypolit, Fabrikant in Arbon.
 „ Dr. med. Sulger-Büel in Rheineck.
 „ Widmaier, Fr., in Rheineck.
 „ Wiget-Sonderreggen, Institutsdirektor, Rorschach.
 „ Züllig, Gemeinderat, Egnach.

Württemberg.

- Ortsbibliothek der Gemeinde Baidt.
 Herr Baur, Gustav, Kommerzienrat in Viberach.
 „ Beck, Albert, Direktor in St. Christina.
 „ Drexler, Pfarrer in Berg bei Ravensburg.
 „ Flender, Walter, in Friedrichshafen.
 „ Freudigmann, Karl, in Friedrichshafen.
 „ Haefer, Karl, Rentner in Altshausen.
 „ Henning, Betriebsleiter in Friedrichshafen.

- Herr Krauß, Friedr. sen., Rentner in Ravensburg †.
 „ Locher, Franz, Fabrikant in Tettnang.
 „ Reichle, A., Oberbürgermeister in Ravensburg †.
 „ Sauter, Schultheiß a. D. in Hirschlatt bei Tettnang.
 „ Schorer, Oberbürgermeister in Tuttlingen.
 „ Schuler, Brauereidirektor in Ravensburg.
 „ Schüzinger, Herm., Kaufmann in Obertürkheim.
 „ Stumpf, Staatsanwalt in Heilbronn a. N.
 „ Trenkle, Stadtschultheiß a. D. in Wangen i. A.
 Verein für Mathematik und Naturwissenschaften, Ulm a. d. D.
 Herr Wachter, Karl, Fabrikdirektor in Weingarten.
 „ Weiß, Adolf, Privatier, Tuttlingen.
 „ v. Wider, Landgerichtsrat in Ravensburg.
 „ Zeller, Pfarrer in Brochenzell bei Tettnang †.

Mitgliederstand:

im Dezember 1921	1503	Mitglieder,
Zugang	52	„
	<hr/>	
	1555	Mitglieder.
Abgang	74	„
	<hr/>	
Stand im Herbst 1922	1481	Mitglieder.



Darstellung des Rechnungsergebnisses für das Rechnungsjahr 1921.

I. Einnahmen.

A. Reste.	Vortrag am 31. Dezember 1920 aus der Rechnung von 1920 . . .	M. 2 857.81
B. Laufendes.		
	1. Jahresbeiträge neu eingetretener Mitglieder	M. 169.40
	2. Laufende Jahresbeiträge und besondere Gaben	" 26 051.44
	3. Erlös aus älteren Vereinschriften	" 974.45
	4. Erlös aus dem Verkauf im Commissionsverlag	" 648.30
	5. Mietebeitrag des † Herzogs Wilhelm von Württemberg	" 100.—
	6. Eintrittsgelder Erlös aus der Sammlung in Friedrichshafen	" 4 066.—
	7. Gutgeschriebene Bankzinsen nach Abzug von Steuer und Spesen	" 1 384.70
	8. Erlös aus dem Verkauf von Vereinszeichen	" 51.45
	9. Oesterreich. Postsparkassenconto-Einlage	" 2.40
C. Außerordentliches.		
	Aus dem Druckkostenfond in laufende Mittel überwiesen	M. 3000.—
	Summe der Einnahmen	<u>M. 39 305.95</u>

II. Ausgaben.

A. Reste.	Keine.	
B. Laufendes.		
	1. Beiträge an Vereine und Corporationen	M. 50.—
	2. Ausgaben für die Sammlung	" 520.95
	3. Ausgaben für die Bibliothek	" 414.25
	4. Mietkosten an die Stadt Friedrichshafen	" 300.—
	5. Herstellungskosten des 50. Heftes	" 24 179.10
	6. Autorenhonorare für das 50. Heft	" 595.—
	7. Versandkosten für das 50. Heft	" 4 118.90
	8. Kleinere allgemeine Auslagen der Verwaltung	" 623.91
	9. Entlohnung des Vereinsdieners	" 2 822.66
	10. Vergütung an den Bibliothekar und Kassier	" 200.—
	11. Laufende Auslagen der Verwaltung (Porto, Frachten, Telefon, Reisen etc.	" 762.15
	12. Anwesenheitsgelder und Reisekosten an die Teilnehmer der Vor- standsitzungen	" 499.40
	13. Krankenkassenbeiträge für den Diener	" 155.22
	14. Kosten der Jahresversammlung in Lindau	" 1 149.80
	15. Anschaffung von Vereinszeichen	" 533.50
	16. Ankauf älterer Vereinschriften	" 20.—
C. Außerordentliches.		
	1. Schuldzinsen an Huber & Co., Frauenfeld	M. 369.45
	2. Verschiedenes	" 35.20
	Summe der Ausgaben	<u>M. 37 349.49</u>

Gegenüberstellung.

Summe der Einnahmen	ℳ. 39 305.95
Summe der Ausgaben	ℳ. 37 349.49
Rechnungsüberschuß am 31. Dezember 1921	<u>ℳ. 1 956.46</u>

Geldvermögensberechnung am 31. Januar 1921.**A. Aktiva.**

1. Vorerwähnter Rechnungsüberschuß pro 31. Dezember 1921	ℳ. 1 956.46
2. Jubiläumsfond aus Rechnung 1918	ℳ. 3 000.—
3. Schuldentilgungsfond aus Rechnung 1920 21	ℳ. 14 000.—
4. Druckkostenfond aus Rechnung 1920 (Rest)	ℳ. 13 000.—
5. Guthaben in Frauenfeld zu Gunsten des Schuldentilgungsfond	ℳ. 61.50
Summe der Aktiva	<u>ℳ. 32 017.96</u>

B. Passiva.

1. Restschuld an die Firma Huber & Co. in Frauenfeld aus Herstellungskosten des 47. Heftes, Stand im Herbst 1921 Frs. 8 613.15. Hiervon ab Jahresbeiträge Schweiz 1921 (50. Heft) Frs. 527.90, verbleiben Frs. 8 085.25 zum vereinbarten Umrechnungskurse (ℳ. 1.— = 90 ctz.)	ℳ. 8 983.60
2. Voraussichtlicher Zinsendienst für diese Schuld bis 1. Januar 1924	ℳ. 970.30
Summe der Passiva	<u>ℳ. 9 953.90</u>

Friedrichshafen, im Herbst 1922.

Carl Breunlin, Vereinstaffier.

Schriften-Austausch.

Mit nachstehenden Vereinen und Behörden steht unser Verein im Schriftenaustausch. Für die freundliche Zusendung der im verfloffenen Jahre erschienenen Veröffentlichungen danken wir an dieser Stelle bestens und bitten, den Schriftenaustausch auch künftig fortzusetzen.

Sendungen für die Bibliothek wollen direkt durch die Post, franko, an die „**Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung in Friedrichshafen** am Bodensee (Württemberg),“ gerichtet werden.

Aachen. Aachener Geschichtsverein.

Aarau. Historische Gesellschaft des Kantons Aargau.

Augsburg. Historischer Verein für Schwaben und Neuburg.

Bamberg. Historischer Verein für Oberfranken.

Bayreuth. Historischer Verein für Oberfranken.

Basel. Historische und antiquarische Gesellschaft.

Berlin. I. „Der Herold“, Verein für Heraldik und Genealogie.

— II. Gesamtarchiv der deutschen Juden.

— III. Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.

— IV. Verein für Geschichte der Mark Brandenburg.

— V. Verein für Geschichte der Stadt Berlin.

Bern I. Eidgenössische Zentralbibliothek.

— II. Historischer Verein des Kantons Bern.

— III. Schweizerische Landeshydrographie.

Bonn a. Rh. Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande.

Bregenz. Vorarlberger Museumsverein.

Breslau I. Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.

— II. Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens.

Brünn. Deutscher Verein für die Geschichte Mährens und Schlesiens.

Chur. Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden.

Darmstadt. Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen.

Dillingen. Historischer Verein.

Donauessingen. I. Fürstlich von Fürstenbergisches Hauptarchiv.

— II. Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Saar und angrenzender Landesteile.

Dorpat. Gelehrte Ethnische Gesellschaft.

Dresden. Königlich sächsischer Altertumsverein.

Elberfeld. Bergischer Geschichtsverein.

Ellwangen a. J. Geschichts- und Altertumsverein.

Erfurt. Verein für Geschichte und Altertumskunde.

Frankfurt a. M. Verein für Geschichte und Altertumskunde.

Frauenfeld I. Historischer Verein des Kantons Thurgau.

— II. Thurgauische Naturforschende Gesellschaft.

Freiberg (Sachsen). Freiburger Altertumsverein.

- Freiburg i. Br. I. Breisgauverein „Schau ins Land“.
 — II. Gesellschaft zur Förderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg i. Br. und den angrenzenden Ländern.
 — III. Kirchengeschichtlicher Verein für das Erzbistum Freiburg i. Br.
 — IV. Verein „Badische Heimat“.
- Freiburg (Schweiz) Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg.
 Friedrichshafen a. B. Drachenstation.
 Fulda. Fuldaer Geschichtsverein.
 Genf I. Institut National Gènevois.
 — II. Societé d'Histoire et d'Archéologie de Genève.
- Glarus. Historischer Verein des Kantons Glarus.
 Graz. Historischer Verein für Steiermark.
 Greifswald. Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Altertumskunde.
 Halle a. S. Thüringisch-sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale.
 Hamburg. Verein für Hamburgische Geschichte.
 Hannover. Historischer Verein für Niedersachsen.
 Heidelberg. Historisch-philosophischer Verein.
 Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.
 Jeners. Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
 Innsbruck I. Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg.
 — II. Landesregierungsarchiv.
- Karlsruhe i. B. I. Badische Historische Kommission.
 — II. Zentralbureau für Meteorologie und Hydrographie.
- Kassel I. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
 — II. Verein für Naturkunde.
- Kaufbeuren. Verein „Heimat“. Verein zur Förderung der Heimatkunde u. s. w. in Bayern.
- Kemten i. N. Historischer Verein zur Förderung der gesamten Heimatkunde.
 Kiel. Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.
 Köln a. Rh. Historischer Verein für den Niederrhein.
 Landshut. Historischer Verein für Niederbayern.
 Lauingen. Altertumsverein.
 Linz. Museum Francisco Carolinum.
 Lübeck. Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.
 Luzern. Historischer Verein der fünf Orte: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug.
 Magdeburg. Verein für Geschichte und Altertumskunde des Herzogtums und Erzstiftes Magdeburg.
- Mainz. Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer.
 Mannheim. Mannheimer Altertumsverein.
 Mühlhausen i. Th. * Mühlhauser Altertumsverein.
 München I. Bayerischer Landesverein für Heimatschutz.
 — II. Bibliothek der bayr. Akademie der Wissenschaften.
 — III. Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
 — IV. Deutscher und österreichischer Alpenverein.
 — V. Geographische Gesellschaft.
 — VI. Historischer Verein für Oberbayern.
 — VII. Münchner Altertumsverein.
- Neuburg a. D. Historischer Filialverein.
 Nördlingen. Historischer Verein für Nördlingen und Umgebung.
 Nürnberg I. Germanisches Museum.
 — II. Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
 Offenburg. Historischer Verein für Mittelbaden.

- Prag. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
 Regensburg. Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg
 Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands.
 Salzburg. Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.
 St. Gallen. Historischer Verein des Kantons St. Gallen.
 Schaffhausen. Historischer-antiquarischer Verein.
 Schwerin. Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
 Sigmaringen. Verein für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern.
 Speier. Historischer Verein der Pfalz.
 Stettin. Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde.
 Straßburg (Els.) Historisch-literarischer Zweigverein des Vogesenklubs.
 Stuttgart I. Deutsches Ausland-Institut.
 — II. Beheimtes Haus- und Staatsarchiv.
 — III. Württembergischer Anthropologischer Verein.
 — IV. Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
 — V. Württembergisches Statistisches Landesamt.
 — VI. Württembergischer Verein für vaterländische Naturkunde.
 Ulm a. D. Verein für Kunst und Altertum.
 Vaduz. Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein.
 Wernigerode. Harzverein für Geschichte und Altertumskunde.
 Wien I. Wiener Altertumsverein.
 — II. Heraldische Gesellschaft „Adler“.
 — III. Verein der Geographen an der Universität Wien.
 — IV. Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
 Wiesbaden. Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung.
 Winterthur. Stadtbibliothek.
 Worms. Wormser Altertumsverein.
 Würzburg. Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
 Zürich I. Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz.
 — II. Antiquarische Gesellschaft (kantonale Gesellschaft für Geschichts- u. Altertumskunde).
 — III. Schweizerisches Landesmuseum.
 — IV. Schweizerische meteorologische Zentralanstalt.

Friedrichshafen a. B., Oktober 1922.

Vereinsbibliothekar: **F. Ruhn.**

Schenkungen an die Vereinsbibliothek.

Vom Nordostsch. Verband für Schifffahrt Rhein-Bodensee in St. Gallen.

„Der freie Rhein und der Wiederaufbau Europas“ von Dr. P. S. Schmidt.

Von Herrn Schulrat Schips in Ochsenhausen:

- 1., Der festliche Maibaum und seine bescheideneren Brüder, Ihr Alter und ihre Herkunft.
- 2., Wanderungen der mittelamerikanischen Urrassen nach der Mondwending-Sintflut.
- 3., Wie kam der Mensch zur Züchtung der Haustiere.

Vom Verein für christl. Kunst und Wissenschaft in Vorarlberg und Westallgäu.
Veröffentlichungen, XI. Heft 1922.

Besten Dank den freundlichen Spendern! Mögen sie auch ferner unserer Bücherei gedenken!

Erwerbungen für die Bibliothek.

Fischer Hermann, Schwäbisches Wörterbuch, Lieferung 66 und 67 Weiset-Wort.

Die Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg. Im Auftrag des württ. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens herausgegeben vom Württ. Landesamt für Denkmalpflege Inventar 65.—69. Jhg. Donaukreis Oberamt Laupheim bearbeitet von Prof. Dr. Kläiber.

Dr. S. Möhrle. Die Cisterzienser-Propstei Birnau. Ueberlingen 1920.

M. v. Rauch, Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, vierter Band 1525—1532 Stuttgart 1922.
(Tauscheexemplar von der Württ. Kommission für Landesgeschichte.)

Erwerbungen für das Museum.

- 1 Renaissancestatue aus Holz (Madonna mit Kind) Geschenk der Firma Hüni & Co. Friedrichshafen a. B. (durch Vermittlung von Herrn Professor Laur hier).

Friedrichshafen a. B., Oktober 1922.

Vereinsbibliothekar: **F. Ruhn.**